Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Um eine Fürstenkrone.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Zweiter Band.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1896.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

„Der Herr Doktor ist augenblicklich in Anspruch genommen, und Sie werden die Güte haben müssen, gnädige Frau, sich für eine kurze Zeit zu geduldden.“

Das war die Antwort, welche der Bureauvorsteher des Rechtsanwalt Herrmann Mohrungen der in tiefster Trauer gekleideten Dame, die den Doktor auf der Stelle zu sprechen wünschte, ertheilen mußte, und nach einem sekundenlangen Schwanken entschloß sich die Besucherin in der That, im Vorzimmer des vielbeschäftigten Anwalts auf den Augenblick ihrer Vorlassung zu warten.

Die Schreiber, welche neugierige Blicke auf die schlanke, vornehme Erscheinung warfen, konnten hinter dem langen, dichten Wittwenschleier die Züge ihres Gesichtes nicht erkennen; aber sie sahen doch zwei glänzende, dunkle Augen, die Manchem von ihnen das in Aktenstaub und mechanisch ödem Einerlei der Tages-

frohne schier vertrocknete Herz gar seltsam höher schlagen ließen.

Nach etwa zehn Minuten öffnete sich die Thür, welche in Mohrungen's Privatzimmer führte, und ein Herr mit dem scharf markirten bartlosen Gesicht eines Schauspielers trat in das Vorzimmer hinaus. Mit höflich stummem Gruße wollte er an der schwarz gekleideten, verschleierten Dame vorübergehen. Da sah auch er die dunkeln, glänzenden Augen hinter den Maschen des feinen Gewebes, und wie unter dem lähmenden Eindruck der gewaltigsten Ueberraschung haftete sein Fuß am Boden. Seine Lippen bewegten sich, als wolle er einen Namen rufen; aber es kam doch kein Laut aus seinem Munde, und das Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth, daß es ein Uebermaß von Erregung war, welches ihm die Kehle zusammenpreßte.

Die Dame hatte sich erhoben und einen Schritt gegen die Thüre hingethan, aus welcher Paul Wismar soeben gekommen war. Sie mochte erwartet haben, daß er zur Seite treten und ihr den Weg freigeben würde; aber er blieb wie angewurzelt auf demselben Fleck, und der Raum zwischen den Pulten der Schreiber und der Wand des Zimmer war zu schmal, als daß sie trotzdem hätte an ihm vorübergehen können. So

standen sie wohl eine Minute lang Auge in Auge, kaum um die Länge eine einzigen Schrittes voneinander getrennt, und die Schreiber machten lange Hälse, um zu sehen, wie die merkwürdige Begegnung ausgehen würde.

Aber ihre Erwartungen wurden getäuscht, denn es fiel nicht ein einziges Wort zwischen den Beiden. Als wäre die Erstarrung, in welche das Unerwartete des Zusammentreffens ihn versetzt hatte, endlich gelöst, athmete der Schauspieler plötzlich tief auf, strich sich mit der Hand über die Stirn und machte dann mit einer kurzen Verbeugung der Dame in Trauer Platz zum Weitergehen. Leicht neigte sie das Haupt mit dem Wittwenschleier gegen ihn, wie sie es wahrscheinlich mit derselben Bewegung gegen jeden Fremden gethan haben würde; er fühlte, wie die Schleppe ihres schwarzen Kleides seine Füße streifte, und er vernahm wenige Sekunden später das Zufallen der Thür, hinter der sie verschwunden war.

„Pflegt diese Dame öfter hierher zu kommen?“ fragte er den Bureauvorsteher. Der aber schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich erinnere mich nicht, sie schon einmal gesehen zu haben,“ meinte er, „es müßte denn sein, daß sie die nämliche Dame wäre, die einmal vor Monaten noch

spät Abends den Herrn Doktor zu sprechen verlangte und ebenfalls ihren Namen nicht nennen wollte. Ich glaube fast, sie an den Augen wieder zu erkennen, aber ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen; denn der dichte Schleier macht es ja unmöglich, etwas von ihrem Gesicht zu sehen."

Paul Wismar fragte nicht weiter, sondern ging mit stummem Gruße hinaus. Der Bureauvorsteher aber raunte dem ältesten Schreiber zu: „Ich bin ganz sicher, daß ich mich nicht täusche. Solche Augen gibt es nicht allzu oft. Aber ich mochte ihm nicht sagen, daß sie damals in der Schwurgerichtssache hier war, die gegen ihn schwebte. Ich hörte durch die geschlossene Thür einige Brocken von dem Gespräch, das sie mit dem Doktor führte, und ich erinnere mich genau, daß dabei ein paarmal der Name Wismar genannt wurde. Er wäre wohl auch jetzt bei ihrem Anblick nicht so mächtig erschrocken, wenn sie nicht zu der Geschichte in irgend einer Beziehung stände." —

Während sich draußen im Vorzimmer seine Untergebenen noch die Köpfe zerbrachen über den Zusammenhang des Romans, von dem ihnen zufällig ein paar interessante Zeilen zu Gesicht gekammen waren, stand Doktor Hermann Mohrungen mit unverhohlenem Erstaunen der Besucherin gegenüber, die gleich nach ihrem

Eintritt den Schleier zurückgeschlagen und ihn jenes feingeschnittene, klassisch schöne Antlitz gezeigt hatte, das ihm von der ersten Begegnung her nur zu lebhaft in der Erinnerung geblieben war.

Raffaella sah, daß seine erste Empfindung diejenige des Erschreckens war, und unverkennbar war es eine gewisse Genugthuung, die sich für einen flüchtigen Moment in ihren Zügen ausprägte.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern, Herr Doktor," sagte sie mit weicher, schwermüthig klingender Stimme; „aber ich kann es wohl beinahe annehmen; denn die Umstände, unter denen unsere Lebenswege sich zum ersten Male kreuzten, waren ja von einer Art, die man nicht so bald vergißt."

„Allerdings, Frau Gräfin," erwiederte Mohrungen sehr ernst und zurückhaltend. „Aber ich muß gestehen, daß ich gerade um der Beschaffenheit dieser Umstände willen kaum erwartet hatte, Sie noch einmal bei mir zu sehen."

„Ah, Sie zürnen mir also noch immer, weil ich einen Unglücklichen gerettet habe?"

„Erlassen Sie es mir, auf diese Dinge zurückzukommen. Ich habe weder ein Recht noch einen Grund, Ihnen zu zürnen; doch ich wüßte nicht, womit ich

Ihnen nach irgend einer Richtung hin zu dienen vermöchte."

„Das heißt, Sie weisen mich ab, noch ehe Sie mich mit meinem Anliegen überhaupt haben zu Worte kommen lassen? Denn ein Anliegen ist es in der That, das mich zu Ihnen führt. Ich habe in einer Sache, die für mich noch die einzig wichtige auf Erden ist, alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt, und ich meine, schon aus Ritterlichkeit sollten Sie mich wenigstens anhören, bevor Sie mir Ihren Beistand versagen."

So demüthig und zugleich so süß einschmeichelnd klang wieder jedes ihrer Worte, mit so heißer Beredtsamkeit unterstützten die schwarzen Augen die Sprache ihrer Lippen, daß Herrmann Mohrungen seine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um in seiner kühl ablehnenden Haltung zu verharren.

„Es ist unmöglich, daß Sie gerade auf meinen Beistand angewiesen sein sollten, Frau Gräfin" sagte er. „Wenn es sich, wie ich vermuthe, um einen juristischen Rath oder um Ihre Vertretung in einem Rechtsstreite handelt, werden Sie unter der großen Zahl meiner Kollegen ohne jede Schwierigkeit Jemand finden, der Ihre Interessen mit demselben Eifer und demselben Geschick wahrnimmt, die ich dafür aufzubieten vermöchte. Viele werden es sich unzweifelhaft zur höchsten Ehre

anrechnen, mit Ihrem Vertrauen bedacht zu werden; was also könnte sie veranlassen, dasselbe gerade mir zuzuwenden, mir, dessen bloßer Anblick die peinlichsten Erinnerungen in Ihnen wachrufen müßte?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Antwort auf diese Frage etwas später zu geben. Vielleicht wissen Sie nicht, daß ich seit einigen Monaten den Tod meines Gatten zu betrauern habe?“

„Ich hörte davon, Frau Gräfin, und ich spreche Ihnen mein Beileid aus an dem schweren Verlust, von welchem Sie betroffen wurden.“

„Ich danke Ihnen! Aber das ist doch nur eine höfliche Redensart — nicht wahr? Denn wenn Sie wirklich etwas wie Mitleid für mich hätten, so würden Sie mich nicht an Ihre Kollegen verweisen; oder pflegen Sie häufig die Mandate abzulehnen, die man Ihnen anbietet?“

„Ich leugne nicht, daß ich bisher nur ein einziges Mal in diese Nothwendigkeit versetzt worden bin.“

„Und aus welchem Grunde thaten Sie es da?“

„Ich sollte die Ansprüche eines Wucherers gegen sein von ihm zu Grunde gerichtetes Opfer vertheidigen, und trotz ihrer formellen Berechtigung mußte mir mein Ehrgefühl verbieten, einen solchen Henkersdienst zu übernehmen.“

„Mit einem Menschen dieser Art also stellen Sie mich auf die nämliche Stufe? Auch diesmal ist es doch wohl Ihr Ehrgefühl, das Ihnen nicht gestattet, sich zu meinem Sachwalter zu machen?"

„Ja Frau Gräfin, es ist das Gebot meiner Ehrenhaftigkeit, dem ich gehorchen muß. Noch einmal rathe ich Ihnen, zu einem anderen Anwalt zu gehen — zu einem, der nichts von Ihrem Eide in dem Prozeß Wismar und nichts von der Rolle weiß, welche Sie in diesem Prozeß freiwillig übernommen haben."

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß es sich gar nicht um mich und um meinen Vortheil handelt, daß ich Ihr Wissen, Ihren Eifer, Ihr Gerechtigkeitsgefühl anrufen wollte für ein armes, hilfloses Wesen, gegen das man mit der brutalen Gewalt des Stärkeren empörendes Unrecht verübt? Wenn ich mich trotz des harten Verdammungsurtheils in Ihren letzten Worten so weit erniedrige, Ihnen zu sagen, daß ich zu keinem lebenden Menschen so blindes, uneingeschränktes Vertrauen habe, als zu Ihnen, wenn ich ungeachtet Ihrer schroffen Ablehnung, die jede andere Frau tödtlich beleidigt haben würde, noch einmal von ganzem Herzen bitte: Seien Sie der Beschützer und Vertheidiger meines Kindes! — werden Sie sich auch dann noch weigern, mich wenigstens anzuhören?"

Ohne ihr in's Gesicht zu sehen, deutete Mohrungen auf einen Stuhl. „Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, Frau Gräfin, und mir Ihre Sache vorzutragen. Aber ich betone, daß ich damit eine Zusage, Ihre Vertretung zu übernehmen, noch nicht gemacht haben will."

Raffaella leistete seiner Einladung Folge und begann mit ihren weichen, wie vom neugeweckten Schmerz grausamer Erinnerungen jetzt leicht verschleierter Stimme:

„Mein unglücklicher Gatte ist, wie die skandalsüchtigen Zeitungen ja leider ausführlich genug berichtet haben, das Opfer eines Zweikampfes geworden, dem er sich als Kavalier und als Mann von Ehre nicht hatte entziehen können. Er hat sein Kind nie gesehen; denn es wurde erst nach seinem Tode geboren, und als eine fast wunderbare Gnade des Himmels muß ich es betrachten, daß es lebend das Licht der Welt erblickte. Da unsere Eheschließung selbstverständlich unter Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften stattgefunden hatte, und ihre Rechtsgiltigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann, war mein armer kleiner Lothar schon im Augenblick seiner Geburt der Erbe seines todten Vaters, und nicht nur das hinterlassene Vermögen desselben, sondern auch alle seine Rechte und

Ansprüche waren auf ihn übergegangen. Das ist doch Gesetz — nicht wahr?"

„Wenn nicht besondere testamentarische Bestimmungen entgegenstehen — ja!"

„Mein Gatte war ohne Testament gestorben. Er hatte einen so unglücklichen Ausgang seines Duells wohl nicht erwartet, und er wußte zudem, daß es im Grunde einer letztwilligen Verfügung kaum bedurfte. Soweit es sich um das Privatvermögen des Verewigten handelt, wird denn wohl auch Niemand wagen, die Rechte meines Kindes anzutasten, aber dies Vermögen bildet nicht den wesentlichsten Bestandtheil seines väterlichen Erbes. Auch der Titel eines Fürsten zu Hohenstein, und der Besitz des Hohenstein'schen Familien-Fideikommisses steht ihm zu — und diese sind es, um welche man ihn zu bestehlen versucht."

Da Mohrungen fragend aufblickte, begann sie ihm die verwandtschaftlichen Verhältnisse ihres Gatten darzulegen. Ihr Bericht ließ an Klarheit und Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig, und er brauchte sie nicht ein einziges Mal durch eine Frage zu unterbrechen. Es war nicht zu verkennen, daß sein Aufmerksamkeit wie seine Antheilnahme sich von Minute zu Minute steigerten. Mit einem Stirnrunzeln schüttelte er den Kopf, als Raffaella von dem Hohen-

stein'schen Hausgesetz und von den Bestimmungen desselben über die Folgen unebenbürtiger Heirathen sprach.

„Mein Gatte war mit all' diesen Verhältnissen natürlich genau bekannt," fuhr Raffaella fort, „und er wußte auch, daß das Haupt der Familie die von ihm eingegangene Verbindung auf das Entschiedenste mißbilligte. Aber er hatte keinen Anlaß, die Aufrecht-erhaltung seiner Ansprüche besonders zu betonen, so lange Fürst Chlodwig sich am Leben befand. Ich zweifle nicht, daß es die Absicht desselben gewesen war, den Grafen Adelhard mit seiner einzigen Tochter Hertha zu verheiraten; denn in einer solchen Vereinigung lag ja die einzige Möglichkeit, der Komtesse und ihrer etwaigen Nachkommenschaft die ganze Erbschaft des Fürsten zu sichern. Nur aus der Vereitelung dieses — bei einem liebevollen Vater gewiß sehr begreiflichen -- Wunsches erklärt sich wohl der maßlose Zorn des Oheims über die Heirath seines Neffen. Ein von meinem Gatten auf meinen Wunsch unternommener Annäherungsversuch hätte unter anderen Umständen kaum eine so schroffe und beleidigende Abweisung erfahren können, als sie ihm jetzt von Seiten des Fürsten Chlodwig unter Verleugnung aller aristokratischen Gepflogenheiten und aller guten Sitten zu Theil

wurde. Das Tischtuch zwischen uns und den übrigen Mitgliedern der Familie war damit ein- für allemal zerschnitten, und wir durften uns kaum einer Täuschung darüber hingeben, daß man im gegebenen Augenblick den Versuch machen würde, die Rechte meines Gatten auf Grund dieser seiner angeblichen Mißheirath zu bestreiten. Wir waren auf einen Kampf vorbereitet, aber ich konnte dem Ausgang desselben mit vollkommener Ruhe entgegensehen, so lange Adelhard selbst da war, um seine gerechten Ansprüche zu vertheidigen. Vielleicht auch würde man auf der gegnerischen Seite noch in der letzten Minute Bedenken getragen haben, einem zur Wahrung seiner Rechte fest entschlossenen Manne von den Eigenschaften und Fähigkeiten des Grafen den Handschuh hinzuwerfen. Da aber traf meinen unglücklichen Gatten jener tückische Schicksalsschlag, und als wenige Wochen später auch Fürst Chlodwig Hohenstein aus dem Leben schied, da waren die Gegner, die man zu beseitigen hatte, nur noch ein schwaches Weib und ein kleines, hifloses Kindchen — wie hätte man da auf jener Seite zaudern sollen, mit brutalster Rücksichtslosigkeit den Kampf gegen sie zu eröffnen! — Ich lag noch schwer krank darnieder, als jene Dinge sich ereigneten, und man setzte mich von ihnen erst in

Kenntniß, als ich vollendeten Thatsachen gegenüber stand. Graf Wenzel, der Vetter meines verstorbenen Gatten hatte, obwohl er der Sohn eines jüngeren Bruders ist, den Titel eines Fürsten Hohenstein angenommen und den Besitz des Fideikommisses angetreten. Es hieß, daß ihn Fürst Chlodwig auf dem Sterbebette nicht nur ausdrücklich als seinen Nachfolger bezeichnet, sondern ihm auch seine Tochter Hertha verlobt habe und daß gleich nach Ablauf des Trauerjahres die Vermählung des jetzigen Fürsten mit der verwaisten Komtesse stattfinden solle. Außerdem aber hatte sich im Nachlasse des Verstorbenen ein notariell beglaubigtes Dokument vorgefunden, in welchem er ausdrücklich erklärt, daß er die Ehe seines Neffen Adelhard als eine ebenbürtige nicht anerkennen könne, und daß der Graf nach dem Hohenstein'schen Hausgesetz durch seine Heirath sowohl für sich selbst wie für seine Nachkommen aller Rechte und Ansprüche, die ihm seine Geburt sonst gegeben hätte, verlustig geworden sei. Nicht nur die mit der Prüfung der Erbschaftsverhältnisse zunächst betraute Behörde, sondern auch die beiden von Gerichtswegen bestellten Vormünder meines Kindes sahen sich auf Grund dieser Argumente und Beweismittel veranlaßt, die Erbberechtigung des Grafen Wenzel anzuerkennen,

ohne daß man es für nöthig befunden hätte, mich auch nur um meine Meinung zu befragen. Ich habe gleich nach meiner Wiederherstellung in einem Briefe an den Grafen Wenzel, dessen Fürstentitel ich niemals anerkennen werde, gegen diese abscheuliche Vergewaltigung protestiert. Die Antwort darauf aber wurde mir nicht von dem Empfänger des Schreibens, sondern von seinem Rechtsbeistand, dem Justizrath von Rocholl, zu Theil, und sie lautete dahin, daß Seine Durchlaucht keine Veranlassung habe, sich auf eine Korrespondenz über die vermeintlichen Ansprüch meines Sohnes einzulassen — um so weniger als mir ja zur Geltendmachung derselben der gerichtliche Weg jederzeit offen stände. Sicherlich würde ich in der That schon vor Monaten versucht haben, meinem armen schmählich bestohlenen Lothar auf diesem Wege zu seinem Recht zu verhelfen, wenn nicht eine schwere Erkrankung, die sein zartes junges Leben bedrohte, alle meine Gedanken von diesen irdischen Dingen abgewendet hätte. Viele Wochen lang war in meinem gequälten Mutterherzen für nichts Anderes Raum, als für die tödliche Angst und die verzehrende Sorge um die Erhaltung seines theuren Daseins, und in all' den ungezählten Nächten, welche ich zwischen Hoffnung und Verzweiflung an seinem Bettchen durchwachte, kam mir kaum

ein einziges Mal die Erinnerung an die Unbill, welche man diesem ahnungslosen kleinen Wesen angethan. Lange Zeit schien es, als ob meine inbrünstigen Gebete unerhört bleiben, als ob all' meine Aufopferung umsonst sein sollte. Die Aerzte wagten kaum noch, mir Hoffnung zu machen, und ich glaubte mich von einem grausamen Schicksal dazu bestimmt, alles irdische Leid bis zum Grunde auskosten zu müssen. Aber meine Zweifel an der Barmherzigkeit des Himmels waren eine Versündigung gewesen. Ehe noch die armselge Wissenschaft der Aerzte die ersten Anzeichen der beginnenden Genesung wahrnahm, hatte mein Mutterauge sie bereits erkannt, und der berühmte Mediciner, der nach seinem eigenen späteren Eingeständniß in der Erwartung gekommen war, einem kleinen Sterbenden die Augen zudrücken zu müssen, fand mich in überströmender Dankbarkeit auf den Knieen neben meinem klarblickenden, lächelnden Kinde. Heute ist mein Knabe, wenn auch noch etwas zart und schwächlich, so doch ganz gesund, und nun, da er mir von Neuem geschenkt ist, betrachte ich es als meine heilige Pflicht, ihn mit allen Kräften, die mir gegeben sind, und bis zu meinem letzten Athemzuge zu vertheidigen gegen die Ungerechtigkeit der Welt und gegen die schnöde Selbstsucht seiner Feinde. — Nicht für mich selbst

strebe ich nach größerem Reichthum und nach höherem gesellschaftlichen Ansehen; denn diese Dinge haben mit dem Tode meines Gatten allen Werth für mich verloren. Aber ich will nicht, daß mein Kind dereinst mit Groll und Bitterkeit an mich zurückdenkt — ich will nicht, daß man ihm geringschätzig erzählen dürfe: weil Deine Mutter ihres Gatten unwerth, weil sie nur eine armselige Komödiantin war, hast Du an Andere abtreten müssen, was von Gottes und Rechtswegen Dir gehörte! — Um mir meines Sohnes Achtung zu erhalten, will ich für sein gutes Recht kämpfen, und ich werde keinen Augenblick zögern, mich selber in diesem zum Opfer zu bringen, wenn ich nur ihm damit zum Siege verhelfen kann. — Wollen Sie sich auch jetzt noch weigern, meines armen Kindes Helfer und Schützer zu werden?„

Mohrungen, der anfänglich regungslos und in der Haltung eines aufmerksam Zuhörenden vor seinem Schreibtisch gesessen hatte, war gegen den Schluß ihrer langen Darlegung hin plötzlich aufgestanden und an das Fenster getreten. Vielleicht glaubte er, daß es ihm eher gelingen würde, sich des bestrickenden Einflusses ihrer Persönlichkeit zu erwehren, wenn er nicht mehr genöthigt war, in ihr schönes, von der tiefen seelischen Bewegung wundersam belebtes Antlitz zu

blicken, und wenn er diese dunklen, leuchtenden, unergründlich tiefen Augen nicht länger auf sich gerichtet sah.

Aber es war ein vergebliches Bemühen. Der Wohllaut, der seltsam weiche, zu Herzen dringende Klang ihrer Stimme folgte ihm ja auch dahin, — und nun, da die elegante Gestalt nicht mehr leibhaftig vor seinen Blicken war, nun stiegen unter dem Eindruck ihrer Worte andere Bilder vor seinem Geiste auf — Bilder, die seiner männlichen Standhaftigkeit noch hundertmal gefährlicher waren als jene.

Er sah das stolze, schöne Weib verzweifelt zusammenbrechen an der Bahre des erschossenen Gatten — er sah es voll tödtlichster Herzensangst am Bettchen des Kindes in der trostlosen Einsamkeit des nächtigen Krankenzimmers — und etwas wie ein verklärender Glorienschein heldenmüthigen Märtyrerthums begann ihre Erscheinung für ihn zu umgeben.

Wohl bemühte er sich, zur Stärkung seiner Widerstandskraft auch die Erinnerung an jenen Vorgang im Schwurgerichtssaale herauf zu rufen, da sie ihre Hand erhoben hatte, um mit vollem Bewußtsein einen falschen Schwur zu leisten. Aber diese Vorstellung blieb schattenhaft und eindruckslos jenen anderen Bildern

gegenüber, und wenn er sich selber gemahnen wollte: „Sie ist eine Meineidige!“ — so klang ihm gegen seinen Willen immer wieder eine Stimme dazwischen: „Sie setzte sich der Schmach und dem Verderben aus, um ein Menschenleben zu retten. Wer ist berechtigt, darum den ersten Stein auf sie zu werfen?“ — —

Er war die Antwort auf Raffaella's zitternde Frage schuldig geblieben. Da erhob auch sie sich von ihrem Stuhl und kam um zwei Schritte näher auf das Fenster zu.

„Man hat mir gesagt, daß es Ihre Gewohnheit sei, sich der Armen und Rechtlosen anzunehmen, daß Sie Ihren Geist und Ihre Arbeitskraft mit Vorliebe in den Dienst Derjenigen stellen, die sonst nicht leicht einen hingebenden Sachwalter oder Vertheidiger finden. Wäre ich ein Bettelweib von der Straße, und mein Lothar ein wimmerndes, in Lumpen gehülltes Kind, so hätten Sie wahrscheinlich nicht erst gefragt, ob ich mich vielleicht einmal nach menschlichen Satzungen eines Unrechts schuldig gemacht. Warum aber soll ich im Nachtheil sein gegen Jene?“ Warum wollen Sie nur gerade gegen mich den unnahbaren Sittenrichter spielen?“

Mohrungen wandte sich nach ihr um, und in dem Moment, da sich ihre Blicke begegneten, reichte er ihr, einer fast unwillkürlichen Eingebung folgend, seine Hand.

„Ich werde die Sache Ihres Kindes führen, Frau Gräfin, und was an mir liegt, ihm zum Siege zu verhelfen, das soll geschehen.“

Er fühlte den Druck ihrer schlanken Finger, und so heiß strömte es ihm bei dieser Berührung durch die Adern, daß er wie in plötzlichem Erschrecken seine Hand zurückzog, und daß er, noch ehe Raffaella ein Wort des Dankes sprechen konnte, in merklich verändertem, erzwungen kühlerem Tone fortfuhr: „Natürlich werde ich Ihnen zur Anhängigmachung eines Prozesses nur dann rathen, wenn Aussicht vorhanden ist, denselben für Ihren Sohn zu gewinnen. Und auf Grund Ihrer Darstellung allein läßt sich darüber selbstverständlich noch nicht urtheilen. Erst wenn ich Einsicht in die vorhandenen Papiere und Dokumente genommen, mich von dem Wortlaut des von Ihnen erwähnten Hausgesetzes unterrichtet und den Standpunkt der Gegenpartei kennen gelernt habe, werde ich im Stande sein, eine eigene Meinung ab-

zugeben. Ob dieselbe Ihren Wünschen entsprechen wird, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht; aber es würde mir selber aufrichtige Genugthuung bereiten, wenn es der Fall sein könnte, denn ich bin allerdings der Ansicht, daß Bestimmungen, wie die in jenem Hausgesetz enthaltenen, geradezu ein Hohn sind auf die Gesittung und Aufklärung unseres Jahrhunderts, und daß jeder Feind der Finsterniß und des Rückschritts auch gegen derartige Ueberbleibsel mittelalterlicher Unkultur kräftig ankämpfen sollte. In einem gewissen Sinne, Frau Gräfin würde der Sieg Ihres Kindes auch der Sieg der Humanität und des gesunden Menschenverstandes sein. Einer solchen Aufgebe aber werde ich mich niemals entziehen."

„Was auch immer Sie zur Annahme dieses Mandats bestimmt haben mag," erwiederte Raffaella, „ich werde jedenfalls niemals aufhören, Ihnen dafür zu danken; denn ich weiß, daß meine Sache nicht in besseren Händen sein kann, als in den Ihrigen. Wann darf ich Ihnen die in meinen Händen befindlichen Papiere übergeben? Würden Sie es vielleicht über sich gewinnen können, mich zu diesem Zwecke an einem der nächsten Tage zu besuchen?"

„Wenn es Ihnen erwünscht ist, Frau Gräfin — gewiß!“ erwiederte er ruhig. „Sie haben Ihren Aufenthalt jetzt also wieder in Berlin genommen?“

„Ja! Das Herrenhaus von Gerdauen ist für mich voll zu schrecklicher Erinnerungen, als daß ich das Leben darin noch länger hätte ertragen können. Und es ist doch wohl auch besser, wenn wir uns jederzeit mühelos verständigen können.“

Mohrungen neigte bejahend das Haupt und notirte die von ihr angegebene Adresse. Dann geleitete er sie höflich zur Thür. Als sie schon auf der Schwelle stand, schlug Raffaella noch einmal die Augen voll zu ihm auf und sah ihm eine Sekunde lang in's Gesicht.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor!“ sagte sie leise. „Soweit es an mir ist, sollen Sie Ihr Versprechen nie zu bereuen haben.“

Auch diesmal hatte der Rechtsanwalt keine andere Antwort als eine stumme Verbeugung. Doch die Gräfin Raffaella Hohenstein war zufrieden mit dem, was sie in seinen Zügen zu lesen glaubte.

Als sie die unten harrende Droschke bestieg, lag ein glückliches Lächeln auf ihren Lippen und aus ihren schönen Augen leuchtete ein Triumph, der unmöglich nur durch die schwache Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ihres Prozesses hervorgerufen sein konnten

Zweites Kapitel.

Die Gesundheit der Komtesse Hertha Hohenstein schien nach dem Tode ihres Vaters so ernstlich angegriffen, daß die Aerzte, welche den Fürsten in seiner letzten Krankheit behandelt hatten, eindringlich zu einer Luftveränderung riethen. Mit voller Bestimmtheit aber wies Hertha alle auf eine Reise nach Süden hinauslaufenden Vorschläge zurück. Sie erklärte, daß es sie einzig darnach verlange, einige Monate in ungestörter Einsamkeit zu verbringen, und daß sich ihr dazu nirgends so gute Gelegenheit bieten würde, als gerade auf Schloß Hohenstein, dem als einem Hause der Trauer für die nächste Zeit wohl alle lästigen Besucher fernbleiben mußten. Nicht ohne Zögern willigte sie in den von Wenzel ausgesprochenen Wunsch eine entfernte Verwandte der Familie, die verwittwete Baronin von der Goltz, für einen längeren Aufenthalt zu sich einzuladen; denn am liebsten hätte sie sich allein auf den Umgang mit ihrer bisherigen Gesell-

schaftrrin beschränkt. Da ihr Verlobter aber besonderes Gewicht auf die Annahme seines Vorschlages zu legen schien, bestand sie nicht auf ihrem anfänglichen Widerstreben, und schon am Tage der Beisetzung des verstorbenen Fürsten traf die Baronin auf Schloß Hohenstein ein. Sie war eine ältere Dame von stillem freundlichem Wesen, die weder darnach strebte, eine besonders einflußreiche Stellung im Schlosse zu erlangen, noch der jungen Komtesse durch ein allzu eifriges Bemühen, sie aufzuheitern und zu zerstreuen, lästig fiel. Hertha, die bis dahin wenig Gelegenheit gehabt hatte, die in der Zurückgezogenheit eines adeligen Damenstiftes lebende Verwandte kennen zu lernen, fühlte sich von dem liebenswürdigen Gleichmaß ihres Wesens gerade in ihrer gegenwärtigen Stimmung sehr sympathisch berührt, und viel schneller, als sie selbst es erwartet haben mochten, bildete sich zwischen den beiden Damen ein freundschaftliches und herzliches Verhältniß heraus.

Um so befremdlicher mußte angesichts dieser Thatsache vielleicht die beinahe ängstliche Zurückhaltung erscheinen, welche Hertha während der ganzen Dauer seines Aufenthalts auf dem Schlosse dem Fürsten Wenzel gegenüber beobachtete. Sie hatte gegen die unter so seltsamen Umständen und ohne ihre ausdrückliche Zustim=

mung geschlossene Verlobung keinen Einspruch erhoben, und es war davon zwischen ihr und ihrem Vetter überhaupt nicht mit einem einzigen Wort die Rede gewesen; aber ihr Benehmen gegen ihn war ganz gewiß nicht dasjenige einer liebenden Braut. Sie duldete stillschweigend, daß er hinsichtlich der Fürsorge für ihre Person gewisse Rechte in Anspruch nahm, die ihm ohne jenes Verlöbniß kaum zugestanden hätten, doch sie wußte durch den unveränderlichen Ernst ihres Wesens jede vertrautere Annäherung, die etwa in seiner Absicht gelegen haben könnte, auf das Entschiedenste zu verhindern. Da unter dem Druck der tiefen Trauer ohnedies alle Verhältnisse eine andere Gestalt annehmen mußten, war in diesem Verhalten der jungen Braut nichts geradezu Auffälliges für ihre Umgebung, und wenn Fürst Wenzel selbst sich dadurch verletzt fühlte, so verstand er es doch gut, diese Empfindung zu verbergen. Er war stets gleichmäßig ritterlich und aufmerksam und zeigte sich in Allem, was seine Verlobte anging, nur von der liebenswürdigsten und vortheilhaftesten Seite. Sicherlich geschah es auf seinen ausdrücklichen Befehl, daß Hertha sowohl von den höheren Beamten der fürstlichen Verwaltung, als von der gesammten Dienerschaft ganz wie die alleinige Herrin behandelt wurde, und daß man in ihrer Umgebung auf das Sorgfältigste Alles vermied,

was sie an die durch den Tod ihres Vaters herbeigeführte tiefgehende Veränderung hätte gemahnen können.

Auch die zarte Rücksicht auf ihre Empfindungen war es vielleicht allein, die den Fürsten bestimmte, nicht sogleich seinen Abschied zu nehmen, wie es ohne Zweifel das Natürlichste gewesen wäre, sondern nach Ablauf eines mehrwöchentlichen Urlaubs zu seinem Regiment nach Potsdam zurückzukehren. Die letzte Unterredung, welche er vor seiner Abreise mit Hertha führte, fand im Beisein der Baronin von der Goltz statt und hatte in ihrem Verlauf sehr wenig von dem zärtlichen Abschied zweier Verlobten. Eine gewisse ernste Freundlichkeit, die auf Seiten der jungen Komtesse nicht ohne merkliche Befangenheit war, bildete den Grundton ihres Gespräches, und nach manchem seiner früheren Besuche auf Schloß Hohenstein hatte sich der Husarenlieutenant unzweifelhaft viel herzlicher von seiner Base verabschiedet, als es diesmal der Fall war. Einmal nur versuchte er eine Hindeutung auf den Tag ihrer Vermählung; aber der halb vorwurfsvolle und halb bittende Blick, mit welchem ihn Hertha darauf statt aller anderen Erwiederung ansah, bestimmte ihn, diesen Gegegenstand sogleich wieder zu verlassen.

Er sprach davon, daß er voraussichtlich erst beim Beginn des Sommers wieder auf Hohenstein würde

eintreffen können, und Hertha verrieth weder durch ein Wort noch durch eine Miene irgend welches Bedauern über eine so lange Trennung. Auf die Bitte ihres Verlobten, ihm recht häufig zu schreiben, antwortete sie mit einem ruhigen freundlichen: „Gewiß, das ist ja ganz selbstverständlich." Und als er sie dann zum ersten Male an sich zog, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, da sträubte sie sich zwar gegen die Liebkosung nicht, aber sie machte sich doch sogleich wieder frei, und ihr eben noch sehr blasses Gesicht war wie mit Blut übergossen. —

Im stillen Einerlei gingen nach Wenzel's Abreise die Tage auf Schloß Hohenstein dahin. Von Vergnügungen und Festlichkeiten war für die beiden einsamen Damen natürlich nicht die Rede, und außer der Beschäftigung mit Musik und Malerei bildeten weit ausgedehnte Spazierfahrten und Besuche bei den Armen und Kranken der fürstlichen Besitzungen die einzige Abwechslung in Hertha's zurückgezogenem Leben.

Fürst Wenzel kehrte in der That während des ganzen Winters nicht nach Hohenstein zurück. Er schrieb regelmäßig und empfing ebenso regelmäßig Antwort von seiner Verlobten. Daß Hertha's Briefe viel kürzer zu sein pflegten als die seinigen, mochte wohl in dem Umstande seine Erklärung finden, daß es aus ihrer

ländlichen Einsamkeit nur wenig Interessantes mitzutheilen gab. Wenzel beklagte sich denn auch nie und schrieb seinerseits immer in demselben liebenswürdig heiteren Ton, der viel leichter einen etwas spöttischen, als einen leidenschaftlich feurigen Klang annahm.

Für die zweite Hälfte des Monats Juni hatte er seinen Besuch auf Schloß Hohenstein in Aussicht gestellt, und wenn er auch geflissentlich vermied, in seinen Briefen von der Gestaltung ihrer gemeinsamen Zukunft zu sprechen, konnte Hertha doch kaum im Zweifel darüber sein, daß er jetzt, nachdem mehr als ein halbes Jahr seit ihres Vaters Tode vergangen, jedenfalls eine bestimmte Entschließung in Bezug auf der Termin der Hochzeit von ihr verlangen würde.

Aber es hatte nicht den Anschein, als ob sie selbst sich mit diesem Gedanken beschäftigte. Während sie vor der Baronin von der Goltz, die ihr in dem mehrmonatlichen engen Zusammenleben wirklich zu einer mütterlichen Freundin geworden war, sonst keinerlei Geheimnisse hatte, beobachtete sie in Allem, was sonst sich auf ihr Verlöbniß und auf ihre bevorstehende Vermählung bezog, auch ihr gegenüber eine Zurückhaltung und ein Stillschweigen, das der alten Dame wohl zuletzt befremdlich erscheinen mußte. Die Baronin konnte sich denn auch nicht enthalten, eines Tages dieser Empfin-

dung Ausdruck zu geben und Hertha mit freundlichem Vorwurf zu fragen, warum sie ihr gerade in diesem Einen so beharrlich ihr Vertrauen entzöge.

„Es ist etwas in mir,“ versetzte Hertha, „das mich hindert, von diesen Dingen zu sprechen, etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, und das ich nicht zu überwinden vermag, wie thöricht es auch sicherlich im Grunde ist. Wenn ich an das Kommende denke, so ist es mir immer, als ob das Alles noch in weiter, nebelhafter Ferne läge, und ich kann meine Gedanken nicht dabei festhalten.“

Die Baronin machte zu diesem seltsamen Geständniß ein sehr ernsthaftes Gesicht. „Aber Sie empfinden doch eine aufrichtige Zuneigung für Ihren Vetter, liebste Hertha?“ fragte sie. „Sie sind gewiß, daß Sie ihn lieben — nicht wahr?“

Die Komtesse antwortete nicht sogleich; mit einem träumerisch nachdenklichen Blick schaute sie vor sich hinaus in's Weite.

„Ich glaube es wohl,“ sagte sie endlich leise. „Wenzel ist mir von Jugend auf ein guter Kamerad gewesen, und es gab öfter Zeiten, da ich sicher war, daß er mir mehr sei als das. Wenn es mir jetzt mitunter schwer fällt, mir vorzustellen, daß es zwischen uns fortan nun wirklich anders sein soll als bisher, so

trägt wohl nur der Schmerz um den Verlust meines geliebten Vaters die Schuld daran."

Sie wurden durch einen Zufall gehindert, das Gespräch fortzusetzen, und Frau von der Goltz kam nicht auf den Gegenstand zurück. Es schien ja müßig, jetzt wo nur noch vierzehn Tage bis zum Eintreffen des Fürsten Wenzel vergehen sollten, von Dingen zu reden, die durch den natürlichen und selbstverständlichen Verlauf der Ereignisse ohnedies ihre befriedigende Erledigung finden mußten.

— — — — — — — — — — —

An einem der ersten Junitage erschien der Justizrath v. Rochol auf dem Schlosse. Hertha wußte, daß die Wittwe des Grafen Adelhard im Namen ihres unmündigen Sohnes Lothar einen Prozeß gegen den Fürsten Wenzel angestrengt habe; aber der Letztere war in seinen Briefen stets so leichthin mit einem spöttischen Wort darüber fortgegangen, daß sie noch kaum eine bestimmte Vorstellung davon erlangt hatte, welcher Art die von der ehemaligen Sängerin geltend gemachten Ansprüche eigentlich seien. Nun aber, da sie unerwartet Gelegenheit fand, den Sachwalter ihres Verlobten zu befragen, legte sie ein sehr lebhaftes Interesse für die Angelegenheit an den Tag, und der Justizrath mußte sie ausführlich über alle Einzelheiten

des nach seiner Ueberzeugung für den Fürsten unverlierbaren Rechtsstreites unterrichten. Es setzte den alten, gewiegten Juristen einigermaßen in Erstaunen, daß sie ihn immer und immer wieder fragte, ob das Recht denn auch wirklich klar und unzweideutig auf der von ihm vertretenen Seite sei, und ob es denn in der That gar keine Möglichkeit gebe, eine gütliche Verständigung herbei zu führen. Es verursachte ihr unverkennbar aufrichtige Betrübniß, als er namentlich diese letztere Frage mit aller Entschiedenheit verneinen mußte.

„Die Forderungen, welche die Gräfin aufstellt, sind für uns selbstverständlich ganz unerfüllbar," sagte er. „Auch Sie, meine gnädigste Komtesse, würden wohl schwerlich damit einverstanden sein, daß der Titel Ihres verstorbenen Herrn Vaters auf den Sohn einer Sängerin von ziemlich zweifelhafter Herkunft übergeht, und daß vielleicht gar diese Dame selbst als Vormünderin ihres minderjährigen Kindes hier als Herrin waltet."

„Ich würde nichts Erschreckendes in diesem Gedanken finden, Herr Justizrath," unterbrach ihn Hertha mit großer Entschiedenheit. „Und ich meine außerdem, daß unsere persönlichen Wünsche in einer Frage, die allein nach Recht und Billigkeit entschieden werden darf, überhaupt nicht in Betracht kommen können."

„Das ist ein Standpunkt, der Ihrem Empfinden die höchste Ehre macht; aber die Ansprüche der Gräfin Raffaella sind natürlich auch von diesem Standpunkt aus entschieden zurückzuweisen. Sie hat, wie ich aus innerster Ueberzeugung wiederholen kann, keine Aussicht, ihren Prozeß zu gewinnen, und sie war von ihrem Anwalt sicherlich sehr schlecht berathen, als sie durch denselben einen großmüthigen Abfindungsvorschlag Seiner Durchlaucht des Fürsten rundweg ablehnen ließ. Doktor Mohrungen, ihr Anwalt, gilt zwar sonst für einen ausgezeichneten Juristen, aber in diesen Falle —"

Wie ein Erschrecken war es über Hertha's Züge gegangen, als er den Namen nannte. „Mohrungen sagten Sie, Herr Justizrath? Doktor Hermann Mohrungen?"

„Allerdings!" Sollten Sie bereits Gelegenheit gehabt haben, von dem Herrn zu hören?"

Die junge Gräfin war flüchtig erröthet; aber sie schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Es ist doch wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen oder eine Verwechslung," erwiederte sie hastig. „Aber ich fiel Ihnen in die Rede — Sie wollten anscheinend noch etwas Weiteres über ihn hinzufügen."

„O, nichts Besonderes!" meinte der Justizrath, der doch ein wenig stutzig geworden schien und sich

offenbar jetzt etwas mehr Zurückhaltung auferlegte. „Ich wollte nur sagen, daß der Herr Kollege, dem man sonst besondere Vorsicht nachrühmt, in diesem Fall allem Anschein nach von seinem Temparament oder von irgend einem anderen Einfluß, hinsichtlich dessen ich keine bestimmte Vermuthung haben kann, zu einer gewissen Uebereilung hingerissen worden ist. Seine Klageschrift ist mit ihrer schmungvollen und geistreichen Begründung zwar an und für sich ein kleines Meisterwerk; aber sie geht von völlig haltlosen Voraussetzungen aus und macht es mir infolgedessen nicht allzuschwer, meinen sonst recht gefährlichen Gegner zu widerlegen. Er kämpft diesmal für eine hoffnungslose Sache, und er ist, wie mich dünkt, inzwischen bereits selber zur Erkenntniß davon gekommen; denn er würde dem Fürsten sonst schwerlich eine so naive Zumuthung gemacht haben, wie die, welche in seinem gestern an mich gelangten Briefe enthalten ist.“

„Eine Zumuthung?“ fragte Hertha in sichtlicher Spannung. „Und welche?“

„Ich hatte mich in der ausführlichen Beantwortung seiner Klageschrift und in dem einzigen Verhandlungstermin, welcher bis jetzt in der Angelegenheit stattgefunden hat, mit gutem Recht auf verschiedene frühere Vorkommnisse in dem Hause Hohenstein, so wie sie mir

aus dem Familienarchiv bekannt geworden waren, berufen. Nun wendet er sich zu meiner grenzenlosen Ueberaschung an mich mit einem Appell an das Gerechtigkeitsgefühl des Fürsten und mit dem Verlangen, daß das Familienarchiv auf Schloß Hohenstein auch ihm zugänglich gemacht werde, damit er im Stande sei, das von mir beigebrachte Material mit den dokumentarischen Quellen zu vergleichen. Sie werden zugeben, daß man sich in einer sehr üblen Lage befinden muß, wenn man sich bis zu einem solchen Ansinnen versteigen kann."

„Aber ich finde den Wunsch des Herrn vollkommen begreiflich. Es ist sein gutes Recht, sich durch eigene Prüfung von der Richtigkeit Ihrer Angaben zu überzeugen."

Der Justizrath lächelte überlegen. „Wenn es sich um eine wissenschaftliche Streitfrage oder um eine bloße Meinungsverschiedenheit handeln würde — vielleicht! In einem Prozeß aber, und noch dazu in einem Prozeß, bei welchem es nicht nur Millionen, sondern auch zugleich die wichtigsten Lebensinteressen eines ganzen Geschlechtes gilt, kann von Zugeständnissen solcher Art natürlich ganz und gar nicht die Rede sein."

„Sie würden dem Fürsten also rathen, das Gesuch abzulehnen?"

„Unbedingt, gnädigste Komtesse! Mit welcher Be-

zeichnung müßte man wohl im Kriege diejenige Partei belegen, welche dem Gegner mittheilte, wo sie am leichtesten angreifbar und am wenigsten widerstandsfähig ist?"

„Also fürchten Sie doch, daß Doktor Mohrungen in unserem Familienarchiv Entdeckungen machen könnte, die darnach angethan sind, ihm zum Siege zu verhelfen?"

„Das will ich nicht gesagt haben. Aber schon die Möglichkeit, daß er einen geringfügigen Vortheil über uns davontragen könnte, muß ein Grund sein, ihm den Zugang zu jenen Aufzeichnungen und Urkunden auf das Bestimmteste zu verweigern."

Ich bedaure, Herr Justizrath, daß ich darin nicht Ihrer Ansicht sein kann," sagte Hertha. „Was mein Vater stets unbedenklich jedem Forscher und Gelehrten gestattet hat, das soll dem Manne, der die Rechte einer Wittwe und einer Waise vertheidigen will, gewiß nicht verwehrt sein."

Der Justizrath lächelte. „Ich glaube wohl, Komtesse, daß es für Ihr aristokratisches Empfinden etwas Peinliches und Verletzendes hat, in den Augen eines Feindes als ungroßmüthig zu erscheinen. Aber der Kampf ums Dasein wird heute ganz allgemein so erbittert und so rücksichtslos geführt, daß der Groß-

müthige und Ritterliche darin von vornherein zum Untergange bestimmt ist."

„Sie mögen Recht haben, aber besser untergehen, als den edlen Sinn verleugnen," sagte Hertha mit schöner Begeisterung. „Haben Sie den Fürsten von dem Wunsche des Doktors Mohrungen bereits in Kenntniß gesetzt?"

„Ich empfing den Brief meines Herrn Collegen fast unmittelbar vor meiner Abreise nach Hohenstein, und ich hatte darum nicht mehr Gelegenheit, Seiner Durchlaucht Mittheilung zu machen."

„Nun wohl, so schreiben Sie dem Anwalt der Gräfin auf meine Verantwortung hin, daß ihm das Archiv von Schloß Hohenstein jederzeit offen stehen würde."

Der Justizrath, der sonst ein Muster von Gelassenheit war, vermochte dieser bestimmten Weisung gegenüber sein Erstaunen und seinen Unwillen nicht ganz zu verbergen."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Komtesse," protestirte er. „Ich würde mich außer Stande sehen, irgend welche Verantwortung für die möglichen Folgen eines solchen Zugeständnisses zu übernehmen."

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß diese Verantwortung allein auf mich fallen mag. Ich habe eine

bessere Meinung von meinem Vetter, als Sie, Herr Justizrath."

„O, ich möchte doch bitten! Die Deutung, welche Sie meinen Worten geben, ist nicht sehr schmeichelhaft für mich, und Sie beruht zugleich auf einem Mißverständniß. Ich wiederhole, daß ich die Ablehnung jenes Gesuches für ein einfaches Gebot der Klugheit, ja, für eine Pflicht der Selbsterhaltung ansehe."

„Fürst Wenzel Hohenstein aber wünscht sicherlich ebenso wenig als ich, durch solche Vertheidigungsmittel seinen Prozeß zu gewinnen. Sie dürfen seiner nachträglichen Zustimmung unbedingt gewiß sein, wenn Sie meinem Wunsche entsprechen. Ich selbst werde ihm davon Mittheilung machen."

Der Justizrath bereute ohne Zweifel nicht wenig, ihr von dem Briefe seines Gegners gesprochen zu haben und was er während dieser Augenblicke in der Stille seines Herzens über den thörichten Eigensinn der Weiber dachte, wäre zu lautem Ausdruck wohl kaum geeignet gewesen. Aber er gab es angesichts ihrer bestimmten Willensäußerung auf, der Komtesse noch länger zu widersprechen. Mit einer stummen Verbeugung schloß er das Gespräch über diesen Gegenstand ab und beurlaubte sich von der jungen Schloßherrin, um zu dem eigentlichen Zweck seiner Anwesen=

heit zu gelangen und seinerseits in dem Archiv nach gewissen wichtigen Dokumenten zu forschen.

An den Doktor Mohrungen schrieb er trotz Hertha's ausdrücklichem Befehl vorläufig weder in zustimmendem noch in ablehnendem Sinne, denn er hoffte mit voller Zuversicht darauf, daß der Fürst die wenig lebensklugen Absichten seiner allzu großmüthigen Braut nicht theilen würde. Seine Ueberraschung war sehr groß und zugleich nicht von der angenehmsten Art, als er zwei Tage später in seinem Bureau ein Telegramm des Fürsten empfing des Inhalts, daß dem Anwalt der gegnerischen Partei die Benutzung des Hohenstein'schen Archivs in Gegenwart eines höheren Beamten der fürstlichen Verwaltung zu gestatten sei. Jedem Anderen seiner Klienten würde der Justizrath unter diesem Umständen wahrscheinlich sein Mandat zurückgegeben haben; hier aber zog er es doch vor, seinen Ingrimm hinunter zu schlucken und sich stillschweigend zu fügen, denn einen Millionenprozeß bescheerte auch ihm der Himmel nicht alle Tage, und er hätte es sich selber nimmermehr verziehen, wenn er um seiner verletzten Eitelkeit willen die volle Ausnützung eines so guten Geschäftes verabsäumt hätte.

Drittes Kapitel.

Der Schreiber in Doktor Mohrungen's Bureau wunderten sich jetzt nicht mehr, wenn die elegante, schwarzgekleidete Dame mit den feurigen Augen hinter dem dichten, dunkeln Schleier unter geflissentlicher Vermeidung der festgesetzten Sprechstunden im Vorzimmer des Rechtsanwaltes erschien. Sie wußten nun ja längst, wer sie sei, und sie wußten nun auch, daß die Gräfin Raffaella Hohenstein jederzeit darauf rechnen konnte von Mohrungen empfangen zu werden. Aus den Akten, die durch ihre Hände gingen, hatten sie erfahren, daß es sich um einen Prozeß von außerordentlicher Tragweite handle; aber wenn sie ganz sicher waren, weder von dem Rechtsanwalt noch von dem Bureauvorsteher gehört zu werden, flüsterten sie einander wohl mit vielsagendem Geberdenspiel zu, daß bei dem großen Interesse des Doktors für diese Sache doch noch etwas Anderes im Spiel sein müsse, als juristischer Ehrgeiz oder die Aussicht auf eine Ge-

bührenrechnung von schwindelnder Höhe. Die Besprechungen im Privatzimmer des Rechtsanwalts währten nach ihrer Auffassung jedesmal gar zu lange, und Einer von ihnen, der in der Nähe der Gräfin wohnte, hatte den Doktor Mohrungen schon wiederholt zu abendlicher Stunde in das Haus eintreten sehen, dessen erstes Stockwerk sie inne hatte.

Es galt also als sicher, daß sich gewisse Beziehungen zwischen den Beiden angesponnen hätten, und auch einige merkliche Veränderungen in dem Benehmen des Doktors wurden von seinen Untergebenen stillschweigend auf die Rechnung des Umstandes gesetzt, daß er von Amors Pfeilen getroffen sei. Nie zuvor hatte man an dem immer gleichmäßig ruhigen Mann eine Launenhaftigkeit und Reizbarkeit wahrgenommen, wie er sie jetzt häufig an den Tag legte, nie zuvor hatte sein Bureauvorsteher Gelegenheit gehabt, ihn auf kleine Versehen und Irrthümer aufmerksam zu machen, wie es neuerdings gar nicht selten geschah.

In der That stand Mohrungen unter dem peinigenden Einflusse einer Nervosität, die ihm bis dahin ganz unbekannt gewesen war. Er versuchte anfänglich wohl, diesen Zustand der großen Arbeitslast zuzuschreiben, die auf seinen Schulter lag, aber das Bemühen sich selbst zu belügen, entsprach so wenig seinem

innersten Wesen, daß er über die eigentliche Ursache seiner Niedergeschlagenheit und Mißstimmung nicht allzu lange im Zweifel bleiben konnte.

Er war in hohem Grade unzufrieden mit sich selber, und die Lage, in welcher er sich Raffaella gegenüber befand, trug die Schuld daran. Er hatte den bestrikenden Zauber, der die Persönlichkeit dieser Frau umgab, ja schon bei ihrer ersten Begegnung deutlich genug an sich erfahren, und er hatte sich darum später mit all' seiner Willenskraft gewappnet, um ihm zu widerstehen. Aber sein Bemühen war nicht von dem gewünschten Erfolg gewesen, es hatte vielmehr lediglich dazu beigetragen, ihn aller Unbefangenheit zu berauben und ihn in einen höchst unerfreulichen Zwiespalt mit sich selbst zu bringen. Es half ihm wenig, wenn er sich in ihrer Abwesenheit hundertmal wiederholte, daß es gewiß nicht Liebe sei, was er für Raffaella empfinde, und daß er deshalb schon um seiner Selbstachtung willen die thörichte Schwäche bekämpfen müsse, die er zu seiner Beschämung nur zu oft in ihrer Nähe fühle; es half ihm wenig, denn wenn er auch wirklich einmal eine Stunde lang geschäftlich ernsthaft und nüchtern mit ihr gesprochen hatte, ohne einen rascheren Pulsschlag seines Blutes zu fühlen, so genügte schließlich ein einziger Blick ihrer glänzenden

heißberedten Augen, ein bedeutsames Beben ihrer weichen Stimme, oder ein leichter Druck ihrer Hand, um einen Gluthstrom durch seinen Körper zu jagen und Empfindungen in ihm zu wecken, die von leidenschaftlichem Begehren wahrlich nicht mehr weit entfernt waren.

Daß er in solchen Augenblicken nicht etwa von verdoppelter Liebenswürdigkeit gegen die junge Wittwe, sondern viel eher kalt und unfreundlich war, konnte eine Frau von Raffaella's Erfahrung nicht über die wahre Natur des Einflusses täuschen, den sie bereits über ihn gewonnen hatte, und ganz langsam, Schritt für Schritt mit kluger Mäßigung und geschicktester Benutzung der ihr verliehenen Machtmittel suchte sie diesen Einfluß zu befestigen und zu verstärken.

Noch war es wie ein Kampf, nicht wie ein Minnewerben zwischen ihnen; aber Raffaella wußte, daß ihr eines Tages der Sieg in diesem Kampfe zufallen würde, und sie hütete sich wohl, den sicheren Erfolg durch ein allzu rasches oder allzu stürmisches Vorgehen auf das Spiel zu setzen.

Nie sprachen sie von etwas Anderem, als von ihrem Prozeß oder Dingen, die damit im Zusammenhange standen; aber es geschah sehr häufig, daß eine Frage, die Mohrungen im Gespräch mit jeder Anderen

gewiß innerhalb weniger Minuten erledigt haben würde, den Gegenstand einer stundenlangen Unterhaltung zwischen ihnen bildete, und daß der junge Anwalt seine geduldige Klientin zuweilen geradezu herausforderte, bereits Gesagtes mit anderen Worten immer von Neuem zu wiederholen, ohne daß er einen anderen Zweck dabei verfolgen konnte, als den, dem Wohllaut ihrer schönen Stimme um so viel länger lauschen zu dürfen.

Anfänglich hatte Mohrungen noch mitunter den Schatten des erschossenen Grafen wie einen Schild oder eine trennende Schranke vor sich aufgerichtet, wenn er das Aufsteigen jenes heißen Begehrens fühlte, das er selbst als eine thörichte Schwäche verdammte. Ganz unvermittelt oft und ohne jeden Uebergang hatte er dann den Namen ihres verstorbenen Gatten in sein Gespräch mit Raffaella gemischt und die junge Wittwe, die seine Absicht hier wie in jedem anderen Fall mühelos durchschaute, war klug genug gewesen, ihm alsdann nur die leidvolle Miene der untröstlich Trauernden zu zeigen. Aber immer seltener im weiteren Fortgang ihres Verkehrs hatte der Doktor sich dieses verzweifelten Mittels bedient. Der Ausdruck des Kummers, den er damit unfehlbar auf ihrem Antlitz hervorrief, erhöhte ja nur den bethörenden Reiz ihre eigenartigen Schön-

heit, und die Empfindung, daß jenem Todten vielleicht in Wahrheit noch immer der beste Theil ihres Herzens gehöre, versuchte ihm zugleich ein schmerzliches Unbehagen, vor dem er sich bald um so stärker fürchtete, je weniger er den Muth hatte, ihm den Namen der Eifersucht zu geben. —

Auch an diesem Juniabend erwartete Raffaella den Besuch ihres Sachverwalters, und da sie allein war, hatte sie keine Ursache, die Ungeduld zu verbergen, mit welcher sie seinem Erscheinen entgegensah. Während Mohrungen sonst von peinlichster Pünktlichkeit war, schien er sich heute zum ersten Male verspäten zu wollen; denn schon war eine Viertelstunde über die von ihm selbst bestimmte Zeit vergangen, und noch immer vermochte die Gräfin von ihrem Beobachtungsposten hinter dem Fenstervorhange seine wohlbekannte stattliche Gestalt auf der abendlich dämmerigen Straße nicht zu erspähen.

Da wurde hinter ihr die Thür des Zimmers geöffnet, und die Jungfer, die sich erst seit einigen Tagen im Dienste Raffaella's befand, trat mit der Meldung ein, daß ein Herr die Frau Gräfin zu sprechen wünsche. Auf der Visitenkarte, der sie ihrer Gebieterin überreichte, stand Hermann Mohrungen's

Name; Raffaella mußte also trotz ihrer gespannten Aufmerksamkeit die Annäherung übersehen haben.

„Führen Sie den Herrn sofort herein!“ befahl sie, und zugleich ließ sie sich in halb liegender und halb sitzender Stellung, in einer Pose, von der sie wohl wissen mochte, wie entzückend sie ihr anstand, auf dem inmitten des Gemachs stehenden Ruhebett nieder.

Eine Minute verging; dann aber bewegte sich die Thür von Neuem, und Raffaella, die zum Schein begonnen hatte, in einem Journal zu blättern, hörte ein tiefes Aufathmen wie aus der Brust eines von raschem Laufe oder von stürmischer Erregung erschöpften Menschen. Sie wandte den Kopf und wie lähmende Erstarrung legte es sich für einen Moment auf ihren Körper, als sie sah, daß es nicht der sehnlich Erwartete war, welcher vor ihr stand.

Hager und bleich, mit tief eingesunkenen, bläulich umschatteten Augen war Paul Wismar über die Schwelle getreten, in seiner Haltung wie in seiner ganzen Erscheinung das Bild einer unheimlichen, verzehrenden Leidenschaft.

Stumm wie bei jener ersten Wiederbegnung im

Zimmer des Rechtsanwalts starrten sie einander auch hier sekundenlang ins Gesicht, dann aber sprang Raffaella auf und richtete sich stolz empor.

„Was begehren Sie von mir? Wie konnten Sie es wagen sich unter einem falschen Namen Einlaß zu verschaffen?“

Noch einmal athmete der Schauspieleler tief auf; dann sagte er, ohne sich ihr zu nähern, mit halblauter, heiserer Stimme: „Fürchte Dich nicht, Raffaella!“ Ich werde Dir kein Leid zufügen. Aber ich mußte Dich endlich sprechen, wenn ich nicht wahnsinnig werden sollte.“

„Und was ist es, das Sie mir zu sagen haben?“ fragte sie kalt. „Machen Sie es kurz, wenn ich bitten darf, denn ich erwarte einen Besuch.“

Heißer als zuvor schien es in seinen tiefliegenden Augen aufzuglühen. „Den Besuch dieses Rechtsanwalts — nicht wahr? O, ich wußte wohl, was ich that, als ich mich gerade seiner Karte bediente, um mich bei Dir einzuführen.“

„Und wenn er es wäre, was kümmerte es Sie? Die Zeit, da Sie ein Interesse haben konnten an meinem Thun und Lassen, ist unwiederbringlich dahin.“

„Unwiederbringlich!“ wiederholte er murmelnd, um dann wie in einem Ausdruck tiefsten Schmerzes fortzufahren: „Und weshalb unwiederbringlich, Raffaella? Weil ich in einem Augenblick der Raserei entschlossen war, Dich und mich zu tödten? Sage mir nicht, daß es deshalb ist, denn ich würde es Dir nicht glauben. Du wärest ja kein Weib, wenn Du mir jene Wahnsinnsthat nicht schon verziehen hättest in dem Augenblicke, da ich sie beging.“

„Sie haben Recht — es ist nicht deshalb,“ erwiederte sie, und der eisige Ton ihrer Worte war noch vernichtender, als diese Worte selbst. „Jene Zeit ist unwiederbringlich dahin, aus keinem anderen Grunde, als weil ich längst aufgehört habe, Sie zu lieben.“

Paul Wismar preßte die Lippen zusammen, und mit einer unwillkürlichen Bewegung, wie wenn er dort einen heftigen körperlichen Schmerz empfände, fuhr seine linke Hand nach der Gegend des Herzens.

„Das also —“ stieß er mühsam hervor, „und das sagst Du mit so — so! Aber es ist ja nicht wahr!“ schrie er plötzlich auf. „Du willst mich belügen oder Du belügst Dich selbst! Und soll ich Dir sagen, wes-

halb es nicht wahr ist! Soll ich Dir beweisen, daß Du mich noch liebst?"

Mit gut gespieltem Gleichmuth lachte Raffaella auf, während sie doch mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch lauschte, das draußen hörbar wurde.

„Ich wäre in der That neugierig, diesen Beweis zu vernehmen," sagte sie, „und wenn er nicht gar zu umständlich ist —"

„Nein, er ist in einem einzigen Worte enhalten Du hast einen Meineid geschworen, um mich zu retten; Du hast Dich der Gefahr ausgesetzt, in's Zuchthaus zu kommen um meinetwillen! Und Du willst mich trotzdem glauben machen, daß Du mich nicht mehr liebst?"

Die Gräfin Hohenstein war vielleicht um ein Geringes bleicher geworden, als zuvor; ihre äußerliche Fassung aber blieb unerschüttert.

„Sie sind von Sinnen!" warf sie verächtlich hin, indem sie ihr Gesicht halb von ihm abwandte. „Machen wir doch diesem theatralischen und zwecklosen Auftritt ein Ende!"

„Höre mich nur noch wenige Augenblicke, Raffaella! Ich begreife wohl, daß Dir meine Anwesenheit

peinlich ist, denn Du fürchtest vielleicht, daß Jener uns überaschen könnte — Jener, den Du in einer so verführerischen Stellung erwartetest. Aber gerade, weil er noch heute zu Dir kommen wird, weil Du in Deinem launenhaften Verlangen, den Widerstrebenden zu gewinnen, mäglicherweise entschlossen bist, noch heute all' Deine Kunst und all' Deinen Liebreiz gegen ihn in's Feld zu führen, gerade deshalb muß ich Dir sagen, Raffaella, daß Dir diesmal nicht gelingen wird, was bei jenem Grafen Dir nur ein Kinderspiel war. Dieser Advokat wird Dir niemals angehören — niemals! trotz Deiner verführerischen Künste."

Die junge Wittwe kräuselte die Oberlippe zu einem spöttischen Lächeln; aber aus ihren dunklen Augen traf den Schauspieler ein böser, haßerfüllter Blick.

„Und warum nicht, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen? Haben Sie für diese Behauptung eine ebenso hübsche Motivirung bei der Hand, als für die vorige?"

„Du wirst ihn nicht gewinnen, Raffaella, weil er ein Ehrenmann ist und weil er Dich verachtet."

Sie warf stolz den Kopf empor und erhob gebieterisch ihren Arm. „Hinaus!" rief sie. „Ich sehe,

daß ich Unrecht that, nicht sogleich meinen Diener herbeizurufen, als Sie sich durch dreisten Betrug den Zutritt zu erschleichen wußten, der Ihnen sonst nimmermehr gestattet worden wäre. Man thäte wahrlich gut, Leute von Ihrer Art in einem Irrenhause unterzubringen."

Paul Wismar leistete ihrem Befehle nicht Folge; er blieb auf seinem Platz an der Thür, durch die halbe Breite des Zimmers von ihr getrennt.

„Ja, in einem Irrenhause!" wiederholte er, mehr voll tiefen Schmerzes als im Tone des schwer Beleidigten. „Wer weiß, ob dies nicht wirklich eines Tages das Ende sein wird — das Ende, welches Dir, wie es scheint, so überaus erwünscht wäre. Und Du hättest sogar das Verdienst, es ganz allein herbeigeführt zu haben. Aber ich fürchte, Raffaella, daß Du dann nicht mehr die rechte Freude haben würdest an Deinem Triumph. Das mag ja in diesem Augenblick Deine wirkliche Meinung sein, daß alle Liebe für mich in Deinem Herzen erloschen sei; aber ich wiederhole Dir, daß es doch nur ein Selbstbetrug ist, dem Du Dich damit hingegeben hast, und daß Dich nach dem kurzen Traum nichts Anderes erwartet, als ein namenlos demüthigendes Erwachen. Warum willst Du Dich dieser Erniedrigung aussetzen, da es doch in Deine

Wahl gegeben ist, wie eine Königin zu herrschen. O, Raffaella, Du würdest keinen treueren Sklaven haben als mich! Was Du mir auch angethan hast, ich liebe Dich noch immer; und Du — Du kannst sie ja noch nicht vergessen haben, jene Stunden der Seligkeit, da Deine Lippen so süß zu flüstern und so heiß zu küssen wußten! Erinnere Dich, was ich damals war — sieh mich an, was durch Dich aus mir geworden ist — und wenn nicht aus Liebe, so aus Barmherzigkeit sprich es aus, das einzige kleine Wort —"

Mit erhobenen Händen war er während seiner letzten, wie in der Eckstase hervorgestoßenen Worte näher und näher auf sie zugetreten. Raffaella aber hatte den Klang einer draußen angeschlagenen Glocke vernommen, und ihr Blick war, an dem Schauspieler vorbei, starr auf die Thür des Zimmers gerichtet. Sie rührte sich auch nicht, als Wismar ihr bereits ganz nahe war, augenscheinlich willens, sich ihr zu Füßen zu werfen oder sie zu umarmen. In dem Moment jedoch, da die Thür geöffnet wurde, und eine stattliche, blondbärtige Männergestalt auf der Schwelle erschien, schrie sie laut auf und warf sich mit der Hilflosigkeit eines geängstigten Kindes dem Eintretenden an die Brust.

„Helfen Sie mir! Schützen Sie mich vor diesem Wahnwitzigen!“ flehte sie. „Er wird zum zweiten Male versuchen, mich zu tödten.“

Wortlos hielt Hermann Mohrungen die Zitternde umfangen, deren Gestalt sich so eng an ihn geschmiegt hatte, als fühle sie sich nur in seinen Armen sicher vor jeder Gefahr. Mit erstauntem, fragenden Blick sah er zu dem Schauspieler hinüber, der die erhobenen Hände langsam hatte sinken lassen, und dessen Gesicht in diesem Moment fahl und hager war wie das eines Sterbenden.

Er war im Begriff, eine Frage an ihn zu richten, doch Paul Wismar kam ihm zuvor.

„Sie wissen, Frau Gräfin, daß dies nicht meine Absicht war,“ sagte er mit gepreßt klingender Stimme, „aber wenn es Ihnen zweckmäßig erscheinen sollte, mich dessen anzuklagen, so werde ich nicht widersprechen. Der Worte aber, die ich vorhin zu Ihnen gesprochen, werden Sie sich in bitterem Herzeleid eines Tages erinnern, wenn es zu spät ist, die Warnung zu beherzigen, die in ihnen lag.“

Er ging hinaus, ohne daß ihm von einem der beiden Anderen eine Antwort zu Theil geworden wäre.

Raffaella athmete schwer, und ihre Augen schlossen sich halb, als ob sie einer Ohnmacht nahe sei. Hingebender, willenloser noch als zuvor schien sie sich in Mohrungen's Arm zu schmiegen. Und der junge Rechtsanwalt neigte sich zu ihrem schönen blassen Gesicht herab.

Plötzlich aber durchzuckte es ihn wie ein Erschrecken vor sich selbst und vor den eigenen Gedanken. Er küßte Raffaella nicht, sondern er führte sie zu dem Ruhebett, und ehe die Gräfin es verhindern konnte, hatte er die silberne Glocke angeschlagen, die auf dem Tischchen daneben stand.

„Sie bedürfen nach dieser häßlichen Aufregung der Ruhe," sagte er. „Es ist unmöglich, daß wir jetzt von unseren Prozeßangelegenheiten sprechen, und ich werde mir die Freiheit nehmen, meinen Besuch morgen Vormittag zu wiederholen!"

Er winkte der Jungfer, die in der Thür erschien, näher zu treten und reichte Raffaella zum Abschied die Hand. Sie machte keinen Versuch, ihn zu halten.

„Ihr Erscheinen hat mich vielleicht vor einem großen Unglück bewahrt — ich danke Ihnen dafür," sagte sie leise. „Auf Wiedersehen denn bis morgen!"

Als er fort war, schickte sie mit einem gebieterischen Wort auch die Zofe wieder hinaus und sprang dann mit funkelnden Augen und geballten Fäusten empor.

„Wenn Wismar Recht hätte! O, es wäre schmachvoll! Aber bei Gott, er sollte mich nicht ungestraft verachten dürfen!“

Viertes Kapitel.

Es war ein sonniger, windstiller Morgen, ungewöhnlich schwül und drückend für einen Junitag, als Mohrungen in einem einfachen Miethwagen durch das hohe Sandsteinportal von Schloß Hohenstein fuhr. Er gab dem Diener, der ihn empfig, seine Karte, damit er ihn bei seiner Herrin melde, und nach Verlauf von einigen Minuten kam der Lakai mit dem Bescheid zurück, daß die Damen zwar sehr bedauerten, den Besuch des Herrn Rechtsanwalts jetzt nicht annehmen zu können, daß aber die Beamten der fürstlichen Verwaltung angewiesen seien, ihm zu der Erreichung der von ihm verfolgten Zwecke in jeder nur immer erwünschten Weise behlilflich zu sein.

Mohrungen hatte in der That kaum darauf gerechnet, von der Komtesse, die als die Verlobte des Fürsten Wenzel ja nothwendig seine Gegnerin sein mußte, empfangen zu werden; aber er konnte sich nicht

verhehlen, daß die Art, in der man ihm hier entgegenkam, eine durchaus vornehme und edelmüthige war.

Der Sekretär, mit welchem er zunächst bekannt gemacht wurde, war ein höflicher und gebildeter Mann, der ihm so liebenswürdig an die Hand ging, als habe er es mit irgend einem gelehrten Forscher, nicht mit einem gelehrten Widersacher seines Gebieters zu thun. Mohrungen, der anfänglich nur einen einzigen Tag auf diesen Ausflug hatte verwenden wollen, erkannte bald, daß sich innerhalb einer so kurzen Zeit auch nicht die flüchtigste Durchsicht des ungeheueren Aktenmaterials würde ermöglichen lassen, und man erbot sich sehr bereitwillig, das Telegramm, in welchem er einen befreundeten Kollegen noch für zwei weitere Tage um seine Vertretung ersuchte, zur Station zu befördern.

Eine Unterkunft im Schlosse war ihm zwar angeboten worden, aber der Rechtsanwalt lehnte die Einladung mit höflicher Bestimmtheit ab und kehrte nach Erledigung seiner Tagesarbeit nach dem Gasthause des unfern gelegenen Dorfes Hohenstein zurück, wo er auf der Durchfahrt von der Bahnstation sein Handgepäck abgegeben und sich für die Aufwartung im Schlosse umgekleidet hatte.

Die schwüle, beklemmende Hitze, welche schon seit mehreren Tagen über der anmuthigen Landschaft brütete,

hatte sich inzwischen noch um ein Bedeutendes gesteigert. Nicht der leiseste Windhauch bewegte die schlaff und durstig herabhängenden Blätter der Bäume; Gräser und Blumen neigten sich wie zum Sterben ermattet zur Erde, und selbst die mannigfachen Laute der Thierwelt in Wiese und Wald verstummten allgemach in der erschlaffenden, flimmernden Luft dieses nahe zu tropischen Sommertages.

Nichtsdestoweniger unternahm Mohrungen, nachdem er in dem Gasthause sein etwas verspätetes Mittagsmahl genossen, verlockt durch die Lieblichkeit der fruchtbaren Hügellandschaft, einen längeren Spaziergang in die Umgebung des Dorfes. Nachdem er eine Weile auf schmalen Pfaden zwischen Wiesen und Feldern dahingegangen war, trat er in den kühlen, erquickenden Schatten des prächtigen, aus alten Buchen- und Tannenbeständen gebildeten Waldes ein, der mit dem weitgedehnten Schloßpark in unmittelbarem Zusammenhange zu stehen schien.

Als aufrichtiger Freund der Natur hatte er innige Freude an der sanften Schönheit der stetig wechselnden Bilder, die sich auf dieser Wanderung seinem Auge darboten, und nach der monatlangen Gefangenschaft in den engen, geräuschvollen Straßen der Großstadt, in heißen, überfüllten Gerichtssälen und in den

vier Wänden seines Arbeitszimmers, bereitete ihm der Spaziergang durch den stillen, duftenden Wald eine kaum geahnte Erquickung an Leib und Seele.

Er hatte die Annäherung eines Wagens, der aus derselben Richtung kam wie er selbst, nicht wahrgenommen, denn der weiche, bewachsene Waldboden machte das Rollen der Räder und den Hufschlag der Pferde fast unhörbar. Ein Zuruf des Kutschers erst, der nicht an ihm vorüberfahren konnte, veranlaßte ihn zur Seite zu treten. Der offene Wagen rollte so dicht neben ihm dahin, daß er die Insassen genau betrachten konnte.

Es waren zwei Damen von sehr verschiedenem Alter, und das Gesicht der jüngeren konnte der Rechtsanwalt nicht sogleich erspähen, da sie in lebhaftem Gespräch mit ihrer Begleiterin den Kopf von ihm abgewendet hatte. Aber er zweifelte nicht, daß er in ihr die Komtesse Hertha Hohenstein vor sich habe; denn mit scharfem, an rasche Beobachtung gewöhntem Auge hatte er sogleich die fürstliche Livree bei dem Kutscher und dem Bedienten, sowie das Wappen der Hohenstein auf dem Wagenschlage erkannt. Er zog grüßend den Hut, und nun mochte wohl die Komtesse von der älteren Dame auf ihn aufmerksam gemacht worden sein, denn

sie wandte sich nach ihm um, und für einen flüchtigen Moment sahen sie einander gerade in die Augen.

Ein allerliebstes, halb verlegenes und halb schelmisches Lächeln erschien auf Hertha's Gesicht, als sie wahrnahm, wie groß die Ueberaschung Mohrungen's bei ihrem Anblick war. Er mußte sich also des Zusammentreffens in der Berliner Kellerwohnung noch ebenso gut erinnern, als sie selbst, und er hatte allem Anschein nach nichts so wenig erwartet, als daß er der unbekannten jungen Dame, welche damals zur Zeugin seines warmherzigen Eintretens für einen armen Verurtheilten geworden war, hier als der Herrin von Hohenstein wieder begegnen würde.

Sie erwiederte seinen Gruß mit einem liebenswürdigen Neigen des Kopfes, und als sie bereits seit einer Weile an ihm vorüber war, hatte der junge Rechtsanwalt noch immer die angenehme Empfindung, daß ihm etwas ganz besonders Gutes und Erfreuliches widerfahren sei. Und als er sich endlich mit sinkender Dämmerung langsam zur Rückkehr nach dem Dorfe wandte, gewährte es ihm besonderes Vergnügen, sich der Hoffnung auf ein nochmaliges Zusammentreffen mit der jungen Komtesse hinzugeben.

Der Wirth saß mit einigen anderen Männern aus dem Dorfe vor der Thür seines Gasthauses, und Moh-

rungen, der von Allen begrüßt wurde, gesellte sich zu ihnen, da es wenig Verlockendes für ihn hatte, sich schon jetzt in die schwüle Hitze seines niedrigen Schlafzimmers einschließen.

Ohne daß Mohrungen den eigentlichen Anstoß dazu gegeben hätte, lenkte sich das Gespräch auf den verstorbenen Fürsten, der durch seine Leutseligkeit und Biederkeit alle Herzen gewonnen zu haben schien, und in sehr naheliegender Ideenverbindung auch auf seine einzige Tochter, die künftige Fürstin von Hohenstein. Der Doktor betheiligte sich nicht an diesem Meinungsaustausch, sondern wandte anscheinend seine ganze Aufmerksamkeit den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre zu; aber er lauschte in Wahrheit mit gespanntestem Interesse auf jedes Wort, welches da über die Komtesse Hertha gesprochen wurde, und abermals kam, wie vorhin im Walde, jene unerklärliche Empfindung wohligen Behagens über ihn, als er sich überzeugen konnte, daß ihr von Allen die größte Verehrung gezollt wurde.

Er freute sich bei dem Gedanken, daß noch zwei lange Tage vor ihm lägen mit tausend Möglichkeiten, Hertha wiederzusehen und vielleicht sogar zu einer Unterhaltung mit ihr zu gelangen. Sich über die Natur dieser Empfindungen, die mit dem eigentlichen Zweck

seines Hierseins kaum recht in Einklang gebracht werden konnten, Rechenschaft abzulegen, fühlte er sich nicht versucht. Er dachte in dieser Stunde überhaupt kaum an den Hohensteinschen Prozeß und an seine schöne Klientin. Sein Vorstellungsvermögen wurde ausschließlich durch Hertha's liebliches Bild in Anspruch genommen, und als er endlich sein Zimmer aufsuchte, schlief er mit einer sanft verdämmernden Erinnerung an die flüchtige Begegnung im Walde ein.

Irgend ein starker äußerer Eindruck war es, der ihn nach einem Schlummer von wenig Stunden weckte. Er fuhr erschrocken empor, aber mußte die geblendeten Augen sogleich wieder schließen; denn das ganze Zimmer war von einer grellen, zuckenden, bläulichen Helle erfüllt, die auch den entferntesten Gegenstand deutlich erkennen ließ wie im vollen Tageslicht. Dann rollte ein furchtbarer, knatternder Donnerschlag über seinem Kopfe dahin, lang anhaltend, als würde er von zehnfachem Echo zurückgeworfen, und erst nachdem sein Grollen endlich erstorben war, wurde wieder das Prasseln und Plätschern des wolkenbruchartigen Regens vernehmlich, durch welches Mohrungen eben aus dem Schlafe aufgeschreckt worden war.

Einer alten Gewohnheit, die noch aus den Tagen seiner Kindheit stammte, getreu, erhob sich der Rechts-

anwalt von seinem Lager und kleidete sich an. Es mußte ein ungewöhnlich schweres Gewitter sein, welches sich da über der Umgebung von Hohenstein entlud, denn die einzelnen Schläge folgten in kurzen Zwischenräumen aufeinander, und manchmal schien die Erde zu erzittern unter ihrer Wucht.

Wie jeder Naturfreund hatte Mohrungen eine besondere Vorliebe für diesen Aufruhr der Elemente, und er trat an das niedere Fenster seines Zimmers, um ihn von dort aus besser beobachten zu können. Die nächtige Finsterniß war allerdings so dicht, daß sich nicht einmal die zunächst befindlichen Gegenstände erkennen ließen; aber jedesmal, wenn ein grell aufzuckender Blitz die schwarze Wolkenmasse für einen Moment zerriß, offenbarte sich die ganze Gewalt des Unwetters an den von der Wucht des Orkans bogenförmig gekrümmten Bäumen, an den matt aufblickenden Lachen und Seeen, welche der unabläßig niederströmende Regen auf der Dorfstraße bereits gebildet hatte, und an den kleinen weißen Schaumkronen auf dem mit rasender Schnelligkeit dahinschießenden Wasser des zu einem reißenden Flusse angeschwollenen Baches.

Auch innerhalb des Hauses wurde es nun lebendig, Thüren wurden geöffnet und wieder zugeworfen, laute Stimmen ertönten und hastige, klappernde Schritte eilten

über Treppen und Gänge. Dann pochte es derb an die Thür von Mohrungen's Zimmer, und als der Rechtsanwalt öffnete, sah er den Wirth selbst mit aufgeregtem Gesicht und in nachlässig übergeworfener Kleidung vor sich stehen.

„Ah, Sie sind schon auf, Herr Doktor!" sagte er. „Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu wecken; denn das ist ja ein Unwetter, wie wir's seit vielen Jahren nicht mehr erlebt haben, und wenn ich auch einen Blitzableiter auf dem Dache habe, so kann man doch niemals wissen, was am Ende geschieht. Haben Sie nicht vorhin den fürchterlichen Schlag gehört? Blitz und Donner waren völlig eins. Es muß irgendwo ganz in unserer Nähe eingeschlagen haben."

Fast in demselben Augenblick ertönte von draußen ein Hornsignal und der langgezogene Ruf einer menschlichen Stimme, der in dieser Sturmnacht einen ganz eigenen, schauerlichen Klang hatte.

„Das ist Feuer!" meinte der Wirth. „Sagte ich's Ihnen nicht? Es hat eingeschlagen und gezündet"

„Haben Sie denn eine Feuerwehr im Ort?"

„O ja! Der alte Fürst hat die Löschgeräthschaften gestiftet und uns auch einüben lassen. Ich gehöre selber zur Mannschaft, und Sie werden darum entschuldigen, Herr

Doktor, wenn ich mich keinen Augenblick länger aufhalten darf.“

Er lief unter Zurücklassung seiner Laterne die Treppe hinab, und Mohrungen folgte ihm nach, nachdem er sich rasch in seinen Reiseplaid gehüllt hatte.

Die ganze Einwohnerschaft des Hauses war jetzt unten im Gastzimmer beisammen, und auch von draußen her kam Dieser und Jener, um sich für seine schwere Pflicht im Dienste der Nächstenliebe durch einen kräftigen Trunk zu stärken.

„Bei dem Käthner Kossak im unteren Dorf hats gezündet,“ meldete einer der Leute. „Es ist noch eins von den wenigen Häusern mit einem Strohdach, und ich glaube nicht, daß an der alten Baracke etwas zu retten sein wird.

„Die armen Leute!“ sagte der gutmüthige Wirth bedauernd „Es ist recht traurig, daß es gewöhnlich gerade die Elendesten und Bedürftigsten treffen muß! Aber nun vorwärts, Kinder! Zum Trinken habt ihr auch nachher Zeit genug, und ob noch etwas zu retten ist oder nicht: unsere Pflicht und Schuldigkeit müssen wir jedenfalls thun.“

Die Leute machten sich auf den Weg und Mohrungen schloß sich ihnen stillschweigend an. Das Gewitter tobte noch immer in unverminderter Heftigkeit fort, aber

der blutrothe Feuerschein würde ihm jetzt auch ohne die Führung der ortskundigen Männer den Weg gezeigt haben, und an der Lebhaftigkeit desselben ließ sich deutlich genug erkennen, daß die Rettung hier sehr schnell kommen mußte, wenn es nicht überhaupt zu spät für jede Hilfe war.

Das Spritzenhaus, an dem sie vorüberkamen, war leer. Es mußten also Andere, die der Unglücksstätte näher wohnten, schneller gewesen sein als sie. Aber wenn ein gewisser Trost in diesem Gedanken lag, so schwand er nur zu rasch wieder dahin Angesichts des Bildes, das sich ihnen am Ziele ihrer beschwerlichen Wanderung durch das Unwetter bot.

Das Haus des Käthners Kossak lag in einer kleinen Einsenkung des hügeligen Geländes und brannte lichterloh. Selbst die bestgeschulte Löschmannschaft würde wahrscheinlich hier auf jeden hoffnungslosen Versuch verzichtet haben, der Wuth des zerstörenden Elements Einhalt zu gebieten. Aber die freiwillige Feuerwehr von Hohenstein schien weder sonderlich unternehmungslustig, noch wohlgeschult zu sein. An der Spritze war irgend etwas in Unordnung gerathen, das sich nicht sogleich wieder Stand setzen ließ; auch stellte es sich heraus, daß der Kommandant heftiger Gichtschmerzen wegen sein warmes Bett nicht verlassen hatte, und es

entspann sich unter den Uebrigen ein kleiner Streit wer an seiner Stelle die Führung zu übernehmen habe. Augenscheinlich verspürte Keiner große Lust, sich um einer verlorenen Sache willer Anstrengung oder gar Gefahr auszusetzen, um so weniger, als bei der günstigen Windrichtung die übrigen Häuser des Dorfes nicht bedroht schienen, und die ganze Löschmannschaft sah darum aus gehöriger Entfernung dem Feuer mit lebhaftem Interesse, aber so gut wie unthätig zu.

Der Gastwirth, welcher wohl eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Orte sein mochte, machte den Leuten Vorwürfe über ihre Unentschlossenheit und fragte, ob denn vor Allem die Bewohner des Hauses geborgen seien und ob man wenigstens einen Theil ihres Besitzthumes habe retten können.

„Ja, die Kossaks sind drüben in dem alten Schuppen des Stellmachers Lellau“, wurde ihm zur Antwort. „Und Einiges von ihren Sachen haben sie selber mit herausgeschleppt. Aber es ist ja nichts als werthloses Gerümpel.

„Die Alte jammert immerfort, daß ihre beiden Ziegen verbrennen mußten,“ mischte sich ein Anderer ein. „Ich glaube, wenn sie nicht halb gelähmt wäre, würde sie jetzt noch versuchen, die Thiere aus dem brennenden Stall herauszuholen.

„Und hatte Keiner von euch den Muth dazu, so lange es noch Zeit gewesen wäre?" fragte der Gastwirth vorwurfsvoll. „Die Kossaks haben ja außer ihrem alten Gerümpel und den beiden Ziegen nichts. Versichert sind die ganz gewiß nicht, und euch würde es nicht gleich an's Leben gegangen sein, wenn ihr auch 'mal hättet etwas Rauch schlucken müssen."

„Ach, die sind ja längst erstickt, meinten die Anderen. „Und am Ende riskirt man doch nicht sein Leben für ein Paar Ziegen.

„Wollen Sie mir nicht den Schuppen zeigen, in welchem sich die Abgebrannten befinden?" bat Mohrungen den Gastwirth, und bereitwillig führte ihn der Mann ein Stück Weges in der Richtung nach der Landstraße zurück.

„Die Bretterbude da ist es," sagte er, auf ein halb offenes und höchst gebrechliches Bauwerk deutend. „Der Stellmacher läßt sie verfallen, weil er sich einen massiven Schuppen weiter oben im Dorfe gebaut hat."

Sie hatten den Schuppen erreicht und da eine Thür nicht vorhanden war, konnten sie sich die Mühe des Anklopfens ersparen. Eine Stalllaterne, die auf dem regennassen Fußboden stand und die bläuliche Helle der noch immer in rascher Folge aufzuckenden Blitze

beleuchteten ihnen ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, wie es Hermann Mohrungen trotz seiner mannigfachen Erfahrungen gleich trostlos und herzzerschneidend bisher kaum gesehen hatte.

In dem Schuppen, der bis auf einen Stapel alter Bretter ganz leer war, hatten die vom Feuer Heimgesuchten Alles untergebracht, was von ihrer geringen Habe einen Werth für sie haben mochte. Und ihre Armuth konnte nicht deutlicher offenbart werden, als durch die Beschaffung des Hausraths, den sie da gerettet hatten. Aber jammervoller als der Anblick dieser zerbrochenen Möbel, dieser geflickten Strohsäcke und verbeulten blechernen Küchengeräthe war doch das Bild, welches die Abgebrannten selber darboten.

Der Käthner Kossal, ein bleicher, schlottiger Mensch, dem Krankheit und Noth aus eingefallenen Wangen und tiefen Leidenslinien deutlich genug vom Gesicht zu lesen waren, schien von dem Mißgeschick, das über ihn hereingebrochen war, verhältnißmäßig noch am wenigsten berührt. Er saß regungslos auf dem Bretterstapel an der hinteren Wand des Schuppens, die Ellenbogen auf den Knieen und den Kopf in beide Hände gestützt. Mit leerem, gläsernem Blick stierte er vor sich hin und veränderte seine Stellung auch nicht, als er die beiden Männer eintreten sah. Er mußte entweder betrunken

oder in jene stumpfe Theilnahmlosigkeit verfallen sein, die das Uebermaß des Unglücks bisweilen im Gefolge hat. Auf die Fragen des Gastwirths hatte er so wenig eine Antwort als auf den ermuthigenden Zuspruch des Fremden, und es war nicht zu verkennen, daß er für jeden Trost und jede Ermunterung völlig unzugänglich bleiben werde, so lange er sich in diesem Zustande befand.

Neben ihm kauerten auf einer Art von Matratze zwei Kinder im Alter von etwa fünf und sieben Jahren. Das jüngere von ihnen, ein hübscher, flachslockiger Bube, hatte seinen Kopf in den Schoß der Schwester gelegt und war inmitten all' der Schrecknisse dieser Gewitternacht eingeschlafen. Das Mädchen schlief nicht und es war rührend anzusehen, wie es mit seiner eigenen dürftigen Kleidung den Bruder gegen Kälte und Nässe zu schützen suchte, obwohl es selber vor Frost am ganzen Körper zitterte.

Neben ihnen, den Eingang des Schuppens am nächsten und der Unbill des Wetters am meisten ausgesetzt, hockte zwischen dem geretteten Hausrath ein altes Weib von fast hexenartigem Aussehen. In wirren Strähnen hing das spärliche graue Haar um ihre Stirn, ihre kleinen, tiefliegenden Augen waren noch roth umrändert, und ihr zahnloser Mund war in beständiger

Bewegung, wie wenn sie mit unsichtbaren Geistern eine Unterhaltung führte, von der gewöhnliche Sterbliche nichts zu vernehmen vermochten. Sie hielt ein Päckchen auf dem Schoße, das man wohl hätte für einen Bündel Lumpen halten können, wenn nicht feine, quäkende Klagelaute, die zuweilen daraus hervordrangen, seinen lebendigen Inhalt verrathen hätten. Von dem Gesicht des kleinen Kindes, das die Alte durch eine wiegende Bewegung der Kniee einzuschläfern suchte, war nichts zu sehen, denn in gutgemeinter Fürsorge hatte das Weib eine blaue Schürze darüber gebreitet, und die wimmernden Töne, die unter dieser Hülle vernehmlich wurden, hatten infolge dessen etwas beängstigend Athemloses und Röchelndes.

„Machen Sie doch dem Kindchen den Mund frei, liebe Frau," mahnte der Rechtsanwalt freundlich. „Sie bringen es ja in Gefahr, zu ersticken."

Die Alte sah ihn zuerst verständnißlos an; dann schüttelte sie entschieden den Kopf.

„Was verhungern soll, das erstickt nicht," stieß sie mit einer rauhen männlichen Stimme hervor. „Und wir müssen Alle verhungern — Alle! Die Lise ist verbrannt und die Hanne. Wovon sollen wir denn jetzt leben?"

„Die Lise und die Hanne? Das sind doch wohl nur Ihre Ziegen — nicht wahr?"

„Ja! Ich habe sie klagen und schreien hören — es war genau, als ob kleine Kinder schrien. Und jetzt können wir miteinander hier in dem Schuppen verhungern."

„Sie werden nicht verhungern, gute Frau! Und Sie können mit den kleinen Kindern hier auch nicht länger bleiben. Ist der Mann dort Ihr Sohn?"

Die Alte machte eine geringschätzige Bewegung mit dem Kopfe.

„Mein Schwiegersohn ist es — Gott sei's geklagt! Schon ein Jahr nach der Hochzeit fing das mit seiner Krankheit an. Wenn er 'mal ein paar Monate lang gearbeitet hatte, lag er wieder auf so und so viele Wochen fest, und meine Tochter mußte für Alles aufkommen. Und dann, als das Elend immer größer wurde, fing er sogar an zu trinken, und seitdem ist's mit dem Arbeiten natürlich vollends aus. Meine Tochter ist gestorben, als das arme Würmchen hier zur Welt kam, und das war das Beste für sie! Wir Anderen aber haben seitdem jämmerlich genug gelebt von dem, was ich mit meinen gichtkrummen Fingern zusammenstricken konnte, und von dem, was uns die Lise und die Hanne hergaben. Gehungert haben wir oft

genug; aber wir hatten doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe. Jetzt ist Alles aus! Was aus dem da wird, ist mir ganz egal, und um mich selber habe ich wohl auch nicht lange mehr zu sorgen; denn ich habe meine fünfundsiebzig hinter mir und spüre schon öfters so ein Brennen in allen Eingeweiden, wie es meine Mutter auch hatte, bevor sie starb. Aber die Würmer — die armen, unschuldigen Würmer — was soll aus denen werden!"

Es wäre unmöglich gewesen, ihren Redestrom zu unterbrechen, und Mohrungen hatte es auch nicht versucht; denn er wußte, daß man das Vertrauen solcher Leute nur gewinnen kann, wenn man sie nicht daran hindert, ihrem Herzen auf ihre Weise Luft zu machen. Geduldig hatte er ihr zugehört, und nun sagte er mit gewinnendster Freundlichkeit: „Muth, Mutter, Muth! Es mag schlimm aussehen, aber zum Verzweifeln ist's immer noch zu früh. Ueber das, was später werden wird, wollen wir morgen reden; jetzt kommt es vor Allem darauf an, Sie und die Kinder von diesem ungesunden Orte hinweg unter ein schützendes Obdach zu bringen. Würden Sie im Stande sein, ein kurzes Stück Weges zu gehen?"

Wieder schüttelte die Alte mit großer Bestimmtheit den grauen Kopf. „Ich kann's nicht, und wenn

ich's auch könnte, so würde ich's doch nicht thun, so lange meine Sachen hier liegen und von dem Erst=besten gestohlen werden können. Ich weiche nicht vom Fleck, und am Ende ist es doch auch ganz egal, ob wir hier verhungern oder anderswo."

Die Vorstellung, daß sie verhungern müßten, hatte sich in diesen Verzweiflungsstunden offenbar schon zur fixen Idee in ihr herausgebildet, und wie sich auch Mohrungen bemühte, sie zu überzeugen, daß sie einen Raub ihrer Habseligkeiten nicht zu fürchten habe, sie blieb doch unerschütterlich bei ihrer Erklärung, daß sie nicht von der Stelle weichen werde.

„Na, Bellerten, wenn Euch nicht zu rathen ist, so ist Euch auch nicht zu helfen," mischte sich etwas barsch der Gastwirth ein, der die Zwecklosigkeit aller weiteren Verhandlungen erkennen mochte. „Bleibt denn hier sitzen, aber laßt uns ein wenig die Kinder mit=nehmen, die sich in der nassen, zugigen Bude leicht den Tod holen könnten."

„Es wär' das Beste, was ihnen noch passiren könnte," knurrte die Alte ingrimmig vor sich hin; aber sie erhob doch keinen Widerspruch, und als der Wirth Miene machte, ihr das kleine, wimmernde Lumpen=bündelchen vom Schoße fortzunehmen, fragte sie nur

mit einem mißtrauischen Blick: „Wohin wollt Ihr es denn bringen?“

„Seid unbesorgt! Ich bringe es zu meiner Frau und ich denke, da ist es auf alle Fälle besser aufgehoben, als bei Euch. Ihr habt doch nichts dagegen einzuwenden, Kossak?“

Der Gefragte, der seine Stellung in der ganzen Zeit nicht verändert hatte, antwortete nur durch ein paar unverständliche, gurgelnde Laute und stierte nach wie vor mit leerem verglastem Blick vor sich hin. Der Einfachheit halber nahm der Wirth seine Erwiderung für eine Ausdruck des Einverständnisses.

„Die beiden Anderen werden sich wohl bequemen müssen, zu laufen,“ meinte er. Damit wollte er den Buben aufrütteln; doch Mohrungen hinderte ihn daran.

„Lassen Sie ihn ruhig schlafen,“ sagte er. „ich werde ihn tragen.“

Behutsam beugte er sich nieder und hob das Kind auf seine Arme. Es erwachte nicht, und seine Athemzüge blieben gleich ruhig und tief. Die siebenjährige Schwester, welche mit großen Augen zugesehen hatte, erhob sich auf die Mahnung des Wirthes ohne Zögern und folgte den Männern.

Mit ihrer lebendigen Bürde gingen diese in die Regennacht hinaus. Mohrungen hatte den schlafenden

Knaben in sein Plaid gewickelt; der Wirth trug den wimmernden Säugling; das Mädchen trippelte mit seinen nackten Füßen neben ihm her.

Vielleicht zweihundert Schritte weit waren sie so gegangen, als aus der Dunkelheit vor ihnen zwei helle, rasch näher kommende Wagenlaternen auftauchten.

„Das ist der Wagen der Komtesse," sagte der Wirth. Mohrungen antwortete nicht; aber es war gewiß nicht das Gewicht des Kindes auf seinem Arm, das mit einem Male sein Herz so viel schneller und stärker klopfen ließ.

Sie traten ein wenig bei Seite, um den Wagen vorüber zu lassen, aber der Kutscher hielt, als er ihrer ansichtig wurde, die Pferde an.

„Wo ist das Feuer?" fragte er. „Die gnädige Komtesse will an die Brandstätte gefahren sein."

Gleichzeitig wurde auch schon ein Fenster des geschlossenen Wagens herabgelassen, und Hertha's anmuthiges Köpfchen, von dem Licht der Laterne hell beleuchtet, bog sich heraus.

„Es ist doch kein Unglück geschehen, fragte sie im Tone lebhafter Besorgniß. Es ist bei dem Feuer doch Niemand zu Schaden gekommen?"

Mohrungen war näher an den Kutschenschlag herangetreten, aber er stand immer noch zu sehr im

Dunkeln, als daß Hertha ihn sogleich hätte erkennen können.

„Der Blitz hat in das Häuschen des Käthners Kossak eingeschlagen und es wird wahrscheinlich bis auf den Grund niederbrennen,“ sagte er. „Menschenleben sind nicht verloren gegangen, aber ich höre, daß zwei Ziegen verbrannt sind, welche die beste Habe der armen Leute ausmachten, und die Lage der Abgebrannten ist für den Augenblick jedenfalls eine höchst beklagenswerthe.“

„Wie traurig! Natürlich muß ihnen sofort Hilfe gebracht werden,“ rief Hertha und dann — etwas zögernd und befangen — fügte sie hinzu: „Aber verzeihen Sie, ich weiß nicht, ob ich mich da in einer Täuschung befinde; darf ich fragen, ob es Herr Mohrungen ist, mit dem ich mich unterhalte?“

„Allerdings, Komtesse!“

„Und die Kinder? Sie gehören wohl den Abgebrannten?“

„Ja! Da sie in dem offenen Schuppen nicht bleiben konnten, in dem man sie vorläufig untergebracht hatte, und da ich ihre erwachsenen Angehörigen nicht zum Mitkommen zu bewegen vermochte, mußten wir Beide, dieser brave Mann und ich, es wohl unternehmen, sie an einen besseren Zufluchtsort zu bringen.

Aber wir müssen uns damit beeilen; denn die armen Wesen sind von Kälte und Nässe bereits halb erstarrt."

Noch ehe er geendet, hatten ihre schlanken Finger bereits den Griff der Wagenthüre niedergedrückt.

„Wie gut, daß ich trotz meiner Ungeduld auf das Anspannen des Landauers gewartet habe. — Natürlich müssen die Kleinen zu uns in den Wagen. Wohin gedachten Sie dieselben zunächst zu bringen?"

„Nach dem Dorfwirthshause, wo ihnen jedenfalls Alles zu Theil werden kann, dessen sie für den Augenblick bedürfen. Es wäre in der That sehr dankenswerth, wenn Sie sie bis dahin mitnehmen wollten."

Hertha nickte nur, und nachdem die Baronin, die etwas schlaftrunken in der anderen Ecke des Wagens saß, aus den Händen des Gastwirths das kleine lebendige Bündelchen empfangen hatte, streckte die junge Komtesse die Arme aus, um auch dem Rechtsanwalt seine Bürde abzunehmen. Als ihre Finger dabei seinen Anzug streiften, mochte sie wohl gefühlt haben, wie durchnäßt derselbe sei, denn sie sagte schüchtern: „Darf ich nicht auch Ihnen einen Platz bei uns anbieten, Herr Doktor? Es wird etwas eng sein; aber ich meine, wir werden uns schon behelfen. Sie müssen bei dem langen Aufenthalt im Freien von dem Unwetter ebenfalls arg mitgenommen worden sein."

Mohrungen hob das kleine Mädchen in den Wagen und trat dann, den Hut lüftend, um einen Schritt zurück. „Ich kann den kurzen Weg ohne jede Mühe zu Fuß machen, Komtesse! Mein Begleiter wird schon dafür sorgen, daß ich die Richtung nicht verfehle.“

Das war eine Ablehung, gegen die sich nichts mehr einwenden ließ. Die Wagenthür fiel zu und der Kutscher wendete die Pferde.

Da der Gasthof von dem Häuschen des Käthners Kossak durch die ganze Länge des weitgedehnten Dorfes getrennt war, trafen Mohrungen und sein Begleiter erst eine Viertelstunde nach der Equipage daselbst ein. Die Frau des Wirthes kam ihnen entgegen, das durchnäßte Zeug der Kossak'schen Kinder in den Händen und mit vom Eifer ihrer Verrichtung hoch gerötheten Wangen.

„Da drinnen sind sie,“ sagte sie, auf die der Gaststube gegenüber liegende Thür ihres Wohnzimmers deutend, „aber ich sage Dir, Wilhelm, unsere Komtesse ist ein leibhaftiger Engel. Und wie sie mit den Kindern umzugehen versteht! Eine Mutter kann's nicht besser. Aber nun muß ich rasch etwas kochen für die armen hungrigen Würmer.“

Sie huschte in ihre Küche, und der Wirth wandte sich an seinen fremden Gast mit der Frage, ob derselbe nicht vor dem Schlafengehen noch in das Gastzimmer eintreten und ein Glas Grog oder Glühwein trinken wolle. Mohrungen aber schüttelte ablehnend den Kopf.

„Ich habe so wenig ein Bedürfniß nach Erwärmung, als nach Schlummer," sagte er. „Doch lassen Sie sich durch mich nicht länger aufhalten! Es scheint, daß man drinnen im Schänkzimmer Ihrer bedarf, und ich hätte große Lust, das Abziehen des Gewitters mit Muße zu beobachten."

In der That hatte sich anscheinend bereits die halbe männliche Einwohnerschaft von Hohenstein in dem geräumigen Gastzimmer zusammengefunden. Man war durch das Gewitter und die Feuersbrunst nun doch einmal um seine Nachtruhe gekommen und man hatte einander überdies so viel zu erzählen, daß sich keiner ein Gewissen daraus machte, einmal ausnahmsweise vor Tagesanbruch ein Schnäpschen zu trinken oder einen Schoppen zu leeren. Der Lärm und das Gläserklappern würde Mohrungen vielleicht auch unter anderen Umständen verscheucht haben; in seiner gegenwärtigen Stimmung aber nach den Erlebnissen dieser

Nacht waren sie ihm vollends unerträglich und nach einem langen Blick auf die Thür des Wohnzimmers schritt er nach der hinteren Seite des Hauses, wo es jetzt wieder ganz still geworden war.

Das Gewitter war in der That vorüber. Nur tief am Horizont zuckte es noch zuweilen auf, und leicht grollte der Donner in der Ferne. Auch der Regen hatte nachgelassen, und durch die ganze Natur ging jenes erfrischte, wohlige Aufathmen, das die Stunde nach einem starken und ausgiebigen Gewitter zu einer so köstlichen zu machen pflegt.

Hermann Mohrungen lehnte sich an den Pfosten des Thorweges und sah hinüber nach Osten, wo in grauem Zwielicht der junge Tag aufzudämmern begann. Selten nur hatte er eine so wohlthuende Empfindung des tiefsten Friedens gehabt, als in diesem Augenblick. Er wähnte zwar, daß seine eigene Stimmung nur ein Erzeugniß oder ein Reflex der Stimmung sei, die rings umher über der ganzen Natur zu liegen schien. Aber er war dabei nicht ganz ehrlich gegen sich selbst; denn er hätte sich sonst wohl gestehen müssen, daß seine Gedanken viel weniger bei dem waren, was er vor sich sah, als drinnen in der Wohnstube des Wirthes.

„Hertha!“ sagte er einmal halblaut vor sich hin,

und dann lächelte er über seine eigene Thorheit; aber es war ein Lächeln, wie es seit vielen Monaten nicht mehr auf seinen Lippen gewesen war.

Da gab es hinter seinem Rücken ein leises Geräusch. Mohrungen wandte sich um und blickte in das Antlitz Derjenigen, mit welcher all' sein Denken sich eben beschäftigt hatte. Der Landauer, dessen durchnäßte Pferde nicht ohne Noth stillstehen sollten, fuhr hinter dem Gasthofe langsam auf und nieder, und wohl nur, um dem Kutscher einen Befehl zu ertheilen, war die junge Komtesse aus dem Hause getreten. Sie erschrack nicht über das abermalige Zusammentreffen mit dem Rechtsanwalt, und sie schlug auch vor seinem Blick nicht die Augen nieder. Ihre natürliche Vornehmheit bedurfte des kleinen Rüstzeugs einer falschen Zimperlichkeit nicht.

„Ihre Schützlinge sind gut aufgehoben, Herr Doktor," sagte sie, ihm freundlich die Verlegenheit der ersten Anrede ersparend. „Aber Sie selbst haben sich noch immer nicht umgekleidet — das sollten Sie vor Allem nachholen, denn Sie müssen ganz durchnäßt sein, und der Morgen ist empfindlich kühl."

Der Rechtsanwalt schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bin Soldat gewesen, Komtesse, und habe schon schlimmere Strapazen ohne Schaden ertragen. Aber ist es nicht seltsam, daß wir uns zweimal im Leben unter Verhältnissen begegnen mußten, die einander so ähnlich sind? Oder erinnern Sie sich jenes ersten Zusammentreffens in Berlin nicht mehr? Es wäre kaum zu verwundern, wenn es mittlerweile aus Ihrem Gedächtniß entschwunden wäre.“

„O, ich erinnere mich dessen sehr wohl; denn ich habe mir Manches von dem, was sie damals sagten, zur Beherzigung ganz besonders eingeprägt. Es ist der armen Frau besser ergangen, wie ich mit großer Freude auf meine Erkundigungen hörte.“

„Sind Sie ihrer also eingedenk geblieben?“ fragte Mohrungen angenehm überrascht. „Wahrhaftig, Komtesse, die Leute haben Recht, welche in Ihnen so etwas wie eine hilfreiche Fee erblicken.“

Hertha sah ihn an, und ihr Blick mahnte ihn daran, daß er seinen Empfindungen wohl einen allzu freimüthigen und vertraulichen Ausdruck gegeben habe.

Mit liebenswürdiger Offenheit fügte er denn auch sogleich hinzu: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich damit etwas Ungeschicktes gesagt habe; aber es war sicherlich nicht böse gemeint.“

Hertha konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, und

nun sprachen sie wieder ganz unbefangen von anderen Dingen, wie sie ihnen durch die Lage, in der sie sich befanden, eben nahe gelegt wurden. Und während sie noch miteinander plauderten, ernsthaft und eifrig wie alte Bekannte, begannen sich die kleinen Wölkchen über ihren Häuptern mit rosigen Rändern zu säumen; das fahle unbestimmte Grau des Himmels nahm mehr und mehr eine gelbliche Farbe an und ein breiter purpurner Streifen erschien am östlichen Horizont.

„Sonnenaufgang nach einer Gewitternacht,“ sagte Hertha, sich plötzlich unterbrechend, indem sie ihr schönes junges Antlitz der kommenden Königin des neuen Tages zuwandte. „Man hat selten Gelegenheit, ihn zu beobachten; aber man sollte diese Gelegenheit niemals versäumen, denn es ist etwas wunderbar Erhebendes — ich möchte fast sagen: Trostvolles in diesem Siege des Lichtes und der Schönheit über Finsterniß und Grausen.“

Mohrungen antwortete ihr nicht; denn es war ihm, als müßte jedes laute Wort aus seinem Munde den verklärenden Zauber zerstören, von welchem er ihr feines Köpfchen und ihre schlanke, jungfräuliche Gestalt in diesem goldigen Frührothscheine umflossen sah. Aber während Hertha's Blick unverwandt auf die herrlich emporsteigende Sonne gerichtet, war deren

Widerschein als ein leuchtendes Feuerfünkchen in ihren Augen glänzte, sah der junge Rechtsanwalt von dem großartigen Bilde, welches sich da wie unter dem Stabe eines wunderthätigen Zauberers vor ihnen aufrollte, nichts Anderes als sie.

Sie kamen nicht mehr dazu, ihr Gespräch fortzusetzen, denn die Baronin, die sehr ermüdet und übernächtig aussah, gesellte sich zu ihnen, und auf einen Wink der Komtesse fuhr der Landauer vor. Nachdem die Damen Platz genommen, reichte ihm Hertha zum Abschied die Hand.

„Guten Morgen, Herr Doktor! Ich hoffe, daß diese Nacht Ihnen keinen Schaden an Ihrer Gesundheit bringen werde, und daß Sie sich ihrer darum künftig ohne Unbehagen zu erinnern vermögen.“

Er wollte etwas erwidern, etwas Rasches, Heißes, Stürmisches; aber nur die Augen waren es, die es aussprachen, denn seine Lippen waren verstummt, als er weit in der Ferne, über den Baumwipfeln die kleinen Thurmfenster von Schloß Hohenstein im Strahl der Morgensonne wie eitel Gold hatte aufblitzen sehen.

Der Tag war angebrochen, und die Zeit des Träumens war vorüber. Er war Sachverwalter der Gräfin Raffaella von Hohenstein, der Gegner des Fürsten, und es war dessen verlobte Braut, die ihm

für einen Moment ihre Hand gereicht hatte — dessen wurde er sich mit einem Male in voller Klarheit bewußt. Und in mannhafter Selbstbeherrschung benahm er sich ganz so, wie seine Stellung es ihm gebot. Er führte die Hand der Komtesse an seine Lippen, fast ohne sie mit denselben zu berühren, und trat dann von dem Wagen zurück, höflich seinen Hut lüftend und sich tief verbeugend.

Er blickte dem rasch davonrollenden Gefährt nicht nach, sondern ging sofort in das Haus zurück; aber es war ihm, als ob er aus leuchtendem Sonnenschein in tiefes Dunkel träte, als ob ein Schleier sich plötzlich vor das helle Gestirn des Tages gebreitet habe, und als ob irgend etwas in ihm erstickt und gebrochen sei, das ihn soeben noch froh und glücklich gemacht hatte.

Fünftes Kapitel.

Mit fieberhaftem Eifer arbeitete Mohrungen während dieses Tages, um seine Thätigkeit in dem fürstlichen Archiv so bald als möglich beenden zu können. Er hatte von vornherein nicht allzu große Erwartungen bezüglich der Ausbeute gehegt, welche diese Arbeit ihm verschaffen würde; aber der wirkliche Erfolg schien doch noch beträchtlich hinter seinen Hoffnungen zurückzubleiben, da Alles, was er fand, in der Hauptsache nur als eine Bestätigung der von dem gegnerischen Anwalt geltend gemachten Argumente gelten konnte. Schon dachte er daran, alle weiteren Nachforschungen einzustellen, als er in einem umfangreichen Aktenstück, das er als belanglos eben hatte bei Seite legen wollen, auf eine königliche alte Kabinetsordre stieß, die schon nach der Durchsicht der ersten Zeilen sein Interesse vollkommen gefangen nahm.

Ihr Inhalt mußte in der That von ganz besonderer Wichtigkeit für ihn sein, denn sein Gesicht,

das während des ganzen Tages auffallend ernst und verdüstert gewesen war, hellte sich zusehends auf und er beeilte sich, unter fortwährenden sorgfältigen Vergleichungen die Kabinetsordre in ihrem ganzen Umfange nach abzuschreiben. Als er den letzten Federzug gethan und die Kopie zusammen mit den anderen Aufzeichnungen in seiner Aktenmappe verwahrt hatte, erhob er sich und sagte zu dem freundlichen Herrn von der fürstlichen Verwaltung: „Ich habe keine Veranlassung, Ihre Liebenswürdigkeit noch länger in Anspruch zu nehmen. Was ich hier zu thun hatte, ist beendet, und ich kann Sie nur noch bitten, der Komtesse Hohenstein meinen —“

Ein Klopfen an die Thür des Zimmers hinderte ihn, den angefangenen Satz zu vollenden. Der da Einlaß begehrte, war ein fürstlicher Lakai, der dem Herrn Rechtsanwalt zu melden hatte, daß die Komtesse sehr erfreut sein würde, ihn im Gartensaal des Schlosses zu empfangen. Mohrungen schwankte einen Augenblick und es schien fast, als ob er nach einem Vorwand suche, sich der von Hertha gewünschten Unterredung zu entziehen. Aber eine Ablehnung wäre unter allen Umständen gleichbedeutend gewesen mit einer Unhöflichkeit, und so schickte er sich denn an, dem vorausschreitenden Diener zu folgen.

Als Hertha das Geräusch seiner Schritte hörte, ging sie ihm um ein kleines Stück entgegen.

„Ich habe Sie hoffentlich nicht in Ihrer Arbeit gestört," sagte sie freundlich lächelnd.

„Durchaus nicht, Komtesse. Meine Arbeit ist beendet, und indem ich Schloß Hohenstein verlasse, um es aller menschlichen Voraussicht nach nicht wieder zu betreten, werde ich den Eindruck mit mir hinweg nehmen, daß wohl noch Niemand in einem feindlichen so vornehm und großmüthig behandelt worden ist, wie ich."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Doktor! Wenn von einer Feindschaft hier überhaupt die Rede sein kann, so richtet sich dieselbe doch sicherlich nicht gegen Ihre Person und schließlich führen Sie Ihren Proceß ja auch wider den Fürsten, nicht wider mich. Ich bin bisher nur durch den Justizrath v. Rocholl über den Stand der Angelegenheit unterrichtet worden. Werden Sie es für unbescheiden halten, wenn ich nun auch Sie um die Beantworturg einer darauf bezüglichen Frage bäte?"

„Gewiß nicht, Komtesse! Soweit ich dazu im Stande bin, werde ich Ihnen bereitwillig jede Auskunft ertheilen."

„Ich danke Ihnen, und ich bitte Sie, mir mit

Rücksicht auf meine Unerfahrenheit in derartigen Dingen nicht böse zu sein, wenn ich mich etwas ungeschickt ausdrücken sollte. Sie halten die Sache der Gräfin Raffaella für die bessere — nicht wahr?"

„Ich würde ihre Vertretang nicht übernommen haben, wenn ich ihre Ansprüche nicht als durchaus gerechtfertigt ansähe."

„O, verzeihen Sie! Das war wohl selbstverständlich! Ich dachte auch nicht so sehr an die moralische, als vielmehr an die juristische Seite des Streites. Der Justizrath sagte mir, daß der Fürst seinen Proceß unmöglich verlieren könne."

„Ich muß es mir versagen, darüber ebenfalls eine Meinung abzugeben. Aber ich halte mich für verpflichtet, auszusprechen, daß es vielleicht in erster Linie eine Folge meines gegenwärtigen Aufenthalts in Ihrem Hause sein würde, wenn die Zuversicht meines Herrn Gegners sich als eine trügerische erwiese."

„Sie haben also in unserem Archiv wirklich gefunden, wonach Sie suchten? Sie besitzen jetzt ein Mittel, dem Anspruche der Gräfin Raffaella zum Siege zu verhelfen?"

„Die Entscheidung darüber liegt bei den Richtern, nicht bei mir. Doch ich leugne nicht, daß mir der Kampf jetzt noch aussichtsreicher erscheint, als zuvor.

Sie werden mir Zartgefühl genug zutrauen, Komtesse, um sich überzeugt zu halten, daß dies wahrlich nicht ein Ausdruck des Triumphes sein soll. Wohl gibt es hier für mich keine andere Pflicht als die, welche ich der Gräfin Hohenstein gegenüber auf mich genommen habe und keine andere Rücksicht, als die auf die Interessen meiner Klientin. Aber ich gäbe sehr viel darum, wenn ich die Waffe, deren ich mich nun gegen den Fürsten bedienen muß, anderswo gefunden hätte, als in seinem eigenen Hause."

„Das verstehe ich nicht! — Wenn ich mich an Ihre Stelle denke, so meine ich, Sie könnten angesichts eines solchen Erfolges keine andere Empfindung haben, als die der lebhaftesten Genugthuung. Die Sache, welche Sie zu vertheidigen haben, ist Ihnen von vorn herein als die gerechte erschienen, und ihr den Sieg verschaffen, muß doch ein beglückendes Gefühl sein für einen Mann, der sich einen Anwalt des Rechtes nennt. Es würde die Hochachtung verringern, die ich Ihrem Stand, entgegenbringe, Herr Doktor, wenn ich glauben müßte, daß irgend etwas im Stande sei, Ihnen die Freude an einem derartigen schönen Erfolg zu verleiden."

„Und ich, Komtesse," sagte er, indem er fast unwillkürlich einen Schritt näher auf sie zutrat, mit be-

wegter Stimme, „ich müßte glauben, daß Sie in diesem Augenblick Ihren Spott mit mir treiben wollen, wenn mir nicht ein glücklicher Zufall Gelegenheit gegeben hätte, den seltenen Reichthum Ihres Herzens bei anderem Anlaß kennen zu lernen. Ich weiß, daß es Ihnen aufrichtiger Ernst ist mit dem, was Sie soeben sagten, weiß, daß Sie hochsinnig genug wären, über der Freude an dem Sieg, den eine Wittwe und eine Waise gegen seinen hundertfach stärkeren Gegner davongetragen, für einen Augenblick zu vergessen, daß Sie selbst am schwersten unter der Niederlage zu leiden haben. Aber es wäre übermenschlich, wenn Sie es länger vergessen könnten, als für einen Augenblick. Würde die Gräfin Raffaella heute ihren Proceß gewinnen, so würde Ihr Verlobter durch den Spruch der Gerichte genöthigt werden, seinen Fürstentitel wieder abzulegen, und eine Andere würde das Recht erwerben, als Herrin in diesem Schlosse zu schalten. Was kann natürlicher, was kann selbstverständlicher sein, als daß Sie in solchem Fall mit bitterem Groll nicht nur Ihrer Gegnerin, sondern vor allem Desjenigen gedenken würden, der ihr zu solchem Siege verhalf, der eine großmüthig gewährte Gastfreundschaft nichts anders zu nützen wußte, als zu Ihrem Verderben? Ich kann mich leider keiner Täuschung hin-

geben über die Natur der Empfindungen, mit welchen Sie einst an diese unsere zweite Begegnung zurückdenken werden."

Sie sah zu ihm auf und ein wahrhaft sonniger Ausdruck war auf ihrem reizenden Kindergesicht. „Sie sagten, daß Sie mich kennen gelernt haben, Herr Doktor; aber ich sehe, daß Sie sich damit doch wohl in einem Irrthum befinden. Wenn Sie mich kennen würden, so würden Sie wissen, daß ich einer niedrigen Denkungsart doch wohl kaum fähig bin. Welches auch immer der Ausgang dieses Prozesses sein möge — ich werde unserer zweiten Begegnung immer nur als einem der freudigen Ereignisse meines Lebens gedenken; denn ein freudiges Ereigniß ist es doch wohl immer, wenn wir auf einen guten, ehrenhaften und charaktervollen Menschen stoßen."

„Komtesse!" rief Mohrungen in überströmender Herzensfreude aus, und er erfaßte ihre Hand, um sie diesmal ungleich stürmischer als heute früh an seine Lippen zu führen.

Da gab es ein lautes Klirren, als ob ein metallener Gegenstand heftig auf einen Stein gestoßen würde, und gleichzeitig aufblickend sahen Beide die schlanke Gestalt des Fürsten Wenzel in seiner Husarenuniform zwischen den Säulen der offenen Halle. Er war durch den Park

und über die Terrasse gekommen, ohne daß sie ihn gehört hatten. Er blieb ein paar Sekunden lang stehen, seinen langen, blonden Schnurrbart mit der rechten Hand aufwirbelnd; dann ging er mit festen, klingenden Schritten auf Hertha zu.

„Ich habe Dich überrascht, mein Liebling,“ sagte er mit vollkommen unbefangener Stimme. „Diese kleine Freude wenigstens mußte ich mir doch nach einer so langen Trennung vergönnen. Aber ich hatte allerdings gehofft, Dich hier allein zu finden.“

Er hatte ihr nur die Hand, nicht auch den Mund geküßt; über den Fremden aber hatte er hinweg gesehen, wie wenn statt seiner nur leere Luft dagewesen wäre.

„In der That — die Ueberraschung ist Dir gelungen,“ erwiderte Hertha befangen. „Aber Du erlaubst wohl, daß ich Dir Herrn Doktor Mohrungen vorstelle, der auf meine Bitte hierher gekommen war, um —“

„Ah, Sie sind der Anwalt der Gräfin Raffaella!“ schnitt ihr der Fürst in hochmüthigem Ton die Weiterrede ab, indem er Mohrungen's Verbeugung erwiederte. „Ich habe Ihnen auf Ihr Gesuch unser Familienarchiv zugänglich gemacht, denn man soll mir nicht nachsagen, daß ich der Tochter des Herrn Inigo d'Avolos irgend

einen Weg verlegt hätte, auf dem sie zu ihrem vermeintlichen Rechte möglicherweise hätte gelangen können. Sie sind nun wohl fertig?"

Der Rechtsanwalt neigte schweigend das Haupt.

„Dann bitte ich zu entschuldigen, wenn wir uns Ihnen nicht länger zur Verfügung stellen können. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise. Guten Abend!"

Er reichte Hertha den Arm und führte sie, die Hand der leise Widerstrebenden fest an sich drückend zu der in den anstoßenden Speisesaal mündenden Thür. Als die Komtesse noch einmal den Kopf zurückwandte, sah sie, daß die Halle leer war.

In einem so unwilligen Tone, wie Wenzel ihn kaum je zuvor aus ihrem Munde gehörte hatte, wandte sie sich gegen ihn: „Du hast diesen Mann behandelt wie einen Dienstboten, und doch verdient er nicht geringere Achtung als irgend einer Deiner Kameraden."

Fürst Wenzel lachte hell auf. „Der Rechtsverdreher? Ach, liebster Schatz, glaube mir: ich weiß, wie man mit solchen Leuten umzugehen hat. Man bedient sich ihrer, wie man sich gelegentlich auch eines Zahnarztes bedienen muß; aber man hält sie darum doch nicht für Seinesgleichen. — Und nun, da der lästige Zuschauer fort ist, gib mir vor Allem den Willkomm-

kuß, auf den ich mich all' diese endlosen Monate hindurch gefreut habe!"

Hertha duldete seine Liebkosung: aber sie erwiderte sie nicht, und es war ein Schatten auf ihrem Antlitz, den alle ritterliche Zärtlichkeit des Fürsten und all' sein witziger Spott auch während der nächsten Stunden nicht zu verscheuchen vermochte.

Sechstes Kapitel.

In einem kurzen geschäftsmäßigen, von der Hand eines Kanzlisten geschriebenen Billet ersuchte Mohrungen bald nach seiner Ankunft die Gräfin Hohenstein um ihren Besuch. Raffaella erschien noch am Abend desselben Tages, an welchem sie diese Aufforderung erhalten hatte, und mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung hefteten sich schon in dem Moment, da sie die Schwelle des Privatzimmers überschritt, ihre dunklen Augen auf das Antlitz des Rechtsanwalts. Dies Antlitz aber trug nur das Gepräge einer ernsten Ruhe und war selbst für ihren Scharfblick heute völlig undurchdringlich.

„Sie sind auf Hohenstein gewesen, Herr Doktor?“ fragte sie, ihre brennende Ungeduld nicht verhehlend. „Haben Ihre Nachforschungen einen günstigen Erfolg gehabt?“

„Einen sehr günstigen, Frau Gräfin,“ erwiderte er in jenem gelassenen Ton, den er sich im Vekehr mit

seinen Klienten zu eigen gemacht hatte. „Ich hoffe, daß Ihr Prozeß gewonnen werden wird auch für den Fall, daß das Gericht die Giltigkeit des Hohenstein'schen Hausgesetzes anerkennt."

Eine stolze, triumphirende Freude leuchtete in Raffaella's Züge auf. „Auch für diesen Fall? So bin ich also ganz sicher, zu siegen?"

„Nicht absolut sicher, Frau Gräfin, denn in einem zweifelhaften Rechtsfall läßt sich die Entscheidung des Gerichtshofes mit Bestimmtheit niemals voraussagen. Aber ich glaube Ihnen mit gutem Gewissen Hoffnung auf einen günstigen Ausgang machen zu dürfen. Da die Dokumente, welche Ihre Abstammung aus einem altadeligen italienischen Geschlecht beweisen, unzweifelhaft echt sind: da nach Ausweis derselben einige Ihrer Vorfahren durch Heirath mit fürstlichen Geschlechtern verschwägert waren, so würde gegen Ihre Ebenbürtigkeit ein stichhaltiger Einwand kaum erhoben werden können, wenn nicht Ihre Bühnenthätigkeit als gleichbedeutend angesehen würde mit einem freiwilligen Verzicht auf die Vorrechte Ihrer Geburt. Die letztwillige Verfügung des Fürsten Chlodwig steht ja ganz und gar auf dem Boden einer solchen Rechtsanschauung, und da das Hohenstein'sche Gesetz eine derartige Möglichkeit nicht vorgesehen hat, wäre es immerhin denkbar gewesen, daß

die Richter der Erklärung des verstorbenen Fürsten eine entscheidende Bedeutung beigemessen hätten. Nun bin ich aber in dem fürstlichen Archiv auf eine königliche Kabinetsordre gestoßen, die für unseren Fall um so bedeutsamer ist, als sie ein Alter von mehr als hundert Jahren hat. Diese Ordre ist die Antwort auf eine Eingabe des damaligen Familienoberhauptes der Hohenstein. Auch damals ging nämlich der älteste Agnat und Erbe des Hohenstein'schen Fürstentitels mit der Absicht um, eine Dame vom Theater zu seiner Gattin zu machen, und auch damals war es, genau wie in unserem Falle, eine Dame aus altadeligem Geschlecht. Sie scheint einer französischen Komödiantengesellschaft angehört zu haben, wie mich ihr Name vermuthen läßt. In der Kabinetsordre sind nähere Angaben darüber nicht enthalten, und eine Abschrift der Eingabe des Fürsten befand sich leider nicht bei den von mir durchgesehenen Akten. Jedenfalls aber ist der Fürst von der Wahl seines Sohnes sehr wenig entzückt gewesen und hat den Landesherrn auf Dringendste gebeten, den verliebten Jüngling dadurch zur Vernunft zu bringen, daß er ihn — gewissermaßen durch einen Kommentar zu dem vorhandenen Hausgesetz — für den Fall einer Heirath mit der Schauspielerin ausdrücklich vor allen Rechten seiner Erstgeburt ausschließe. Die

königliche Antwort aber ist wesentlich anders ausgefallen, als der feudale Herr es erwartet haben mag; denn mit dürren, unzweideutigen Worten ist darin ausgesprochen, daß die makellose Herkunft der Gattin das einzige entscheidende Merkmal der Ebenbürtigkeit sei, und daß diese letztere wohl durch eine wirklich ehrenrührige Handlung, nicht aber durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Komödiantentruppe verloren gehen könne. — Eine unmittelbare praktische Folge hat jene Kabinetsordre allerdings nicht gehabt, denn an ihrem Fuße findet sich eine — vermuthlich von der Hand des Fürsten selbst herrührende — Bemerkung, in welcher er Gott dafür dankt, daß er seinem Sohn noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet habe. Die französische Schauspielerin ist also niemals eine Fürstin Hohenstein geworden, und es läßt sich begreifen, daß die Erinnerung an jene Episode nicht bis auf die letzten Generationen der Familie gekommen ist. Fürst Chlodwig mochte keine Ahnung von dem Vorhandensein der fraglichen Kabinetsordre haben, und ich zweifle auch, daß sie dem Anwalt Ihres Gegners bekannt gewesen ist. Sie aber Frau Gräfin, dürfen den Zufall, der sie jetzt an's Licht gebracht hat, jedenfalls als einen sehr glücklichen betrachten; denn da in einer Frage, wie es die vorliegende ist, leider viel weniger allgemein gültige

Rechtsgrundsätze, als veraltete persönliche Anschauungen und feudale Ueberlieferungen für die Entscheidung maßgebend sein werden, muß diese königliche Auffassung nothwendig ein ganz besonderes Gewicht für die Richter haben."

Zum ersten Male, so lange sie mit ihm verkehrte, hatte Raffaella unbewußt ein wenig die Maske gelüftet, hinter der sie so lange mit echt schauspielerischer Geschicklichkeit ihr wahres Gesicht vor ihm verborgen. Was sich während seiner Eröffnungen in ihren Augen ausprägte und was aus ihren schwarzen Augen funkelte, war nicht mehr die begreifliche und berechtigte Freude eines von schwerem Bangen befreiten Mutterherzens, sondern es war unverhohlene Habsucht und die triumphirende Befriedigung niedrigen Ehrgeizes und heißen Rachedurstes. Wie Mohrungen sie jetzt ansah, vermochte er plötzlich nicht mehr zu begreifen, daß sie ihm je zuvor hatte berückend schön erscheinen können, daß er monatelang trotz alles Kämpfens und Widerstrebens fast willenlos unter dem Bann dieser Frau gestanden hatte.

Und es war, als ob sie etwas von dem ungünstigen Eindruck ahnte, den sie soeben auf ihn hervorgebracht hatte. Sie hätte sonst kaum so rasch ihr süßestes Lächeln wiedergefunden und jenen weichen Klang ihrer Stimme,

mit welchem sie sagte: „Ich wußte sehr wohl, was ich that, als ich Sie vor einigen Monaten mit Bitten bestürmte, meine Vertheidigung zu übernehmen. Kein Anderer würde gethan haben, was Sie für mich thaten, und Keinem, selbst wenn er den redlichsten Willen gehabt hätte, mir zu helfen, würde es so gelungen sein. Aber seien Sie versichert, daß meine Dankbarkeit nicht geringer sein wird, als Ihr Verdienst um meines Kindes Glück. An dem Tage, da jene Anderen vor uns im Staube liegen, da wir diesen heuchlerischen Intriganten und seine schöne Braut wie freche Eindringlinge aus dem Schlosse Hohenstein verjagen dürfen — an diesem Tage, Herr Doktor, mögen Sie als Ihren Lohn von mir begehren, was Sie wollen! Was es auch sei, ich schwöre feierlich, daß ich es Ihnen nicht verweigern werde."

Sie hatte sich ein wenig vorgeneigt, und ihre Augen suchten die seinigen, Mohrungen aber wich ihrem Blick geflissentlich aus und sagte, ohne seinen gemessenen, geschäftsmäßig kühlen Ton auch nur im Geringsten zu ändern: „Meine Gebühren sind durch gesetzliche Vorschriften festgestellt, Frau Gräfin! Was aber Ihre soeben kundgegebene Absicht in Bezug auf die Komtesse Hertha Hohenstein anbetrifft, so setzt mich der Haß, den ich darin wahrzunehmen glaube, einigermaßen

in Erstaunen. Die Art, in welcher die Komtesse von Ihnen sprach, konnte mich nicht vermuthen lassen, daß Ihre Emfindungen für die junge Dame von solcher Art seien."

Raffaella sah ihn durchdringend an. „Sie haben die Komtesse also kennen gelernt? Und Sie haben mit ihr von mir gesprochen?"

„Ja! Und ich hatte gerade in dieser Unterhaltung Gelegenheit, die edlen Herzenseigenschaften der jungen Gräfin nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen."

Raffaella lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Die Braut des Grafen Wenzel muß in der That sehr liebenswürdig sein oder sehr — klug!" erwiederte sie. „Vielleicht glaubte sie, daß es keinesfalls vom Uebel sei, sich mit dem Anwalt der Gegenpartei auf einen guten Fuß zu stellen. Wer weiß, ob man nicht von Anfang an einen bestimmten Plan verfolgte, als man Ihnen so bereitwillig den Zutritt auf Schloß Hohenstein verstattete."

„Jedenfalls habe ich von einem derartigen Plane nichts bemerkt, und die vornehme Gesinnung der jungen Gräfin hat sich mir so überzeugend offenbart, daß ich niemals in die Versuchung kommen werde, ihr unedle Beweggründe unterzuschieben. Aber ich denke, wir haben

keine besondere Veranlassung, uns mit der Person der Komtesse Hertha noch weiter zu beschäftigen. Es war meine Absicht, Frau Gräfin, Ihnen im Anschluß an meine vorigen Mittheilungen vielmehr eine Bitte auszusprechen, durch deren Erfüllung Sie mich zu besonderem Danke verpfllichten würden."

Als ahnte sie, daß es etwas für sie Unerfreuliches sei, beeilte sich Raffaella nicht, ihn der Gewährung seines Wunsches im Voraus zu versichern, sondern sie sagte nur mit fast rauher Betonung: „Lassen Sie hören!"

„Ich möchte Sie um die Erlaubniß angehen, die Weiterführung Ihres Prozesses in die Hände eines anderen Anwalts legen zu dürfen. Der Stand der Angelegenheit ist augenblicklich ein so günstiger, daß jeder meiner Kollegen mit Freuden bereit sein wird, sie zu übernehmen."

Raffaella zeigte sich nicht überrascht und verrieth auch nichts von dem, was in ihrem Innern vorging. Nur die Lippen hatte sie fest zusammengepreßt, während Mohrungen sprach, und ihre Züge hatten eine gewisse Starrheit angenommen, als ob sie sich gewaltsam bezwänge, ruhig und gleichmüthig zu erscheinen.

„Und Ihre Gründe für einen solchen Wunsch?" fragte sie.

„Ich habe deren mehrere, Frau Gräfin, vornehmlich den, daß die Last der Arbeit nachgerade anfängt, zu schwer für mich zu werden. Ich muß meine Thätgkeit einschränken, wenn ich mich nicht vorzeitig aufreiben will, und es ist wohl nur natürlich, daß ich mich unter solchen Umständen zunächst von den umfangreichsten Sachen freizumachen suche."

„Und das soll ich Ihnen glauben? Warum in aller Welt tragen Sie Bedenken, mir Ihre wahren Beweggründe zu nennen? Ich habe schon so harte und grausame Worte geduldig hingenommen, wenn sie aus Ihrem Munde kamen, daß es kaum die zarte Besorgniß, mir wehe zu thun, sein kann, welche Ihnen Schweigen auferlegt."

„In der That — es ist nicht das, Frau Gräfin! Aber es kommen für mich hier Umstände von so persönlicher und zarter Natur in Betracht, daß —"

Sie sah, daß er ihr noch immer ausweichen wollte und unfähig, ihre zornige Ungeduld länger zu beherrschen fiel sie ihm in's Wort: „Wollen Sie mir erlauben, Ihnen diese persönlichen und zarten Umstände zu nennen, Herr Doktor? Die geheimnißvolle Macht, welche Sie daran hindert, noch länger für mich einzutreten, trägt

die anmuthigen Züge der Komtesse Hertha Hohenstein. Die liebenswürdige Fee, welche Ihnen lächelnd die Waffen aus der Hand gewunden hat, ist des Fürsten Chlodwig holdseliges Töchterlein.“

„Frau Gräfin, ich weiß nicht, mit welchem Recht —“

„O freilich, ich habe kein Recht, solcher Vermuthung Ausdruck zu geben, das weiß ich sehr wohl! Aber es gibt Stimmungen, unter deren Einfluß man wohl versucht sein kann, eine durch die sogenannte gute Sitte gebotene Rücksicht außer Acht zu lassen. Ich erhebe ja keinen Vorwurf gegen Sie; denn Sie sind der Herr Ihrer Entschüsse, und ich weiß, in wie schwache und willenlose Geschöpfe selbst die charaktervollsten Männer sich unter den Händen einer geschickten Frau verwandeln können. Aber mein Herz ist voll namenloser Bitterkeit gegen Jene, denen es nicht genug war, mein Kind um Rang und Erbtheil zu bestehlen, sondern die mich nun auch noch meines einzigen Freundes, meines letzten Beistandes berauben mußten. Versuchen Sie nicht, in Abrede zu stellen, daß es sich so verhält! Sie sind ein zu schlechter Schauspieler, als daß ich über die Natur Ihrer eigentlichen Beweggründe auch nur im Geringsten im Zweifel sein könnte.“

Kaum je zuvor hatte sich Mohrungen in einer so peinlichen Lage gefühlt, als während dieser Augenblicke. Es war zu viel Wahrheit in dem, was Raffaella sagte, als daß er sie hätte widerlegen oder ihre Anschuldigung auch nur mit einer Miene der Entrüstung hätte zurückweisen können. Obwohl sie vielleicht gerade diesmal ohne alle Berechnung nur dem unwiderstehlichen Antrieb ihres Temperaments gefolgt war, hätte Raffaella doch unmöglich einen Weg einschlagen können, der für die Erreichung ihres nächsten Zieles besser geeignet gewesen wäre, als gerade dieser. Sie selbst mochte überrascht sein von der befangenen Art, in welcher der Rechtsanwalt auf ihren leidenschaftlichen Ausbruch erwiderte: „Ich kann nur wiederholen, Frau Gräfin, daß Sie sich durchaus im Irrthum befinden, wenn Sie annehmen, daß die Komtesse Hohenstein ein Versuch gemacht hätte, mich zu Ihrem Nachtheil zu beeinflussen. Und ich sprach Ihnen meine Absicht, das mir übertragene Mandat in die Hände eines anderen Anwalts zu legen, überdies nicht in der Form eines Entschlusses, sondern nur als eine Bitte aus. Wenn es Ihnen so schwer fällt, mich von der einmal übernommenen Verpflichtung zu entbinden, so erkläre ich mich bereit, Ihren Prozeß bis zu Ende zu führen."

Es war für Raffaella im Grunde nicht viel Er=

muthigendes in diesem Zugeständniß; aber sie zögerte dennoch keinen Augenblick, es anzunehmen. Wohl war sie klug genug, zu erkennen, daß sie ihren Einfluß auf ihn nahezu eingebüßt habe; doch sie gab die Hoffnung noch nicht auf, ihn durch die Macht ihrer Persönlichkeit für sich zurück zu gewinnen, sobald der Eindruck, welchen Hertha's Liebreiz unverkennbar auf ihn gemacht, zu verblassen begann. Im Grunde konnte ja keine andere Gegnerin weniger gefährlich sein als diese, welche nicht nur durch ihre Geburt und Stellung, sondern vor Allem durch ihr Verlöbniß mit einem Anderen von ihm getrennt war. Eines Tages mußte er unfehlbar zu der Erkenntniß von der Thorheit und Unfruchtbarkeit solcher knabenhaften Anbetung kommen, und dann hatte sie wahrscheinlich um so leichteres Spiel, je mehr sie sich ihm auch während seiner Treulosigkeit nur von ihrer liebenswürdigsten Seite gezeigt hatte.

Der Abschied, welchen Raffaella von ihrem Anwalt nahm, bedeutete in seiner bescheidenen Zurückhaltung und seiner demüthigen Dankbarkeit gewissermaßen schon den ersten Schritt auf dem neuen Wege, den sie sich vorgezeichnet hatte, um ihn zurück zu erobern, und daß er nur eine geschäftsmäßig-nüchterne Erwiederung auf ihre Worte hatte, entmuthigte sie nicht, wie tief es sie auch verletzte.

Einmal — damit tröstete sie sich — würde ja gewiß der Tag kommen, an welchem sie ihre Genugthuung für all' diese Kränkungen nehmen konnte, die sein Widerstreben ihr jetzt bereitete.

Siebtes Kapital.

Gleich nach Beendigung der Gerichtsferien sollte ein neuer Termin in der Prozeßsache Hohenstein gegen Hohenstein stattfinden, und da beide Parteien ihren Standpunkt durch umfangreiche Darlegungen bereits schriftlich gekennzeichnet hatten, was es sehr wahrscheinlich, daß die Entscheidung der ersten Instanz schon in diesem Termine erfolgen würde.

Raffaella hatte während der letzten Wochen, welche dem bedeutsamen Tage vorausgingen, zu ihrem Mißvergnügen und trotz all' ihrer geschickten Bemühungen nur wenig Gelegenheit zu Konferenzen mit ihrem Rechtsanwalt gefunden. Er wich ihr aus, er ließ sich jetzt sogar vor ihr verleugnen, und sie fing an zu glauben, daß er sich in der That ihrem Einflusse vollständig entzogen habe.

Doch nein! So leicht durfte sie ihr Spiel nicht verloren geben, und wenn es nicht mehr Liebe war, was sie bestimmen konnte, diesen seltsamen Kampf fort-

zusetzen, so waren es jetzt ihre beleidigte weibliche Eitelkeit und die trotzige Auflehnung ihrer im Grunde so stolzen Natur gegen die Gewißheit, daß sie eine demüthigende Niederlage erlitten habe. Sie sagte sich zwar selbst, daß jeder Versuch der Annäherung, welchen sie unternahm, in seinen Augen den Charakter der Aufdringlichkeit haben und darum wahrscheinlich nur ungünstig auf ihn wirken würde; aber in der Furcht, ihn vielleicht auch durch ihre Zurückhaltung völlig zu verlieren, setzte sie sich doch eines Tages an ihren Schreibtisch, um unter dem Vorwande einer auf den Prozeß bezüglichen Anfrage die Verbindung mit ihm wieder herzustellen.

Wenn sie indessen gehofft hatte, daß er ihr die Antwort darauf selber bringen oder sie um ihren Besuch bitten würde, so hatte sie sich getäuscht. Mit wendender Post kam ein von Kanzlistenhand geschriebener Brief des Rechtsanwals, in welchem ihre Frage mit erschöpfender Ausführlichkeit beantwortet wurde, ohne daß ein Gruß oder irgend eine andere Bemerkung persönlicher Natur hinzugefügt war.

Wüthend knitterte Raffaella das Blatt zusammen und schleuderte es zu Boden. Die Probe, auf welche durch Mohrungen's Benehmen ihre Geduld und ihr weiblicher Stolz gestellt wurden, ging denn doch fast

über ihre Kraft, und eine Empfindung heiß auflodernden Hasses begann sich in ihr zu regen. Sie kämpfte jedoch diese Regung nieder; sie wollte noch einen letzten persönlichen Versuch machen, ihn zurück zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu war günstig, denn der Verhandlungstermin stand vor der Thür. Sie nahm einen Wagen und fuhr nach seinem Bureau. Wie früher, wurde sie diesmal sofort vorgelassen; aber die höflich gemessene Art, in welcher er sie empfing, sagte ihr, daß er ihr nur aus Pflichtgefühl Rede stand.

Als sie sich auf den für die Klienten bestimmten Sessel niederließ, der neben seinem Schreibtisch stand, streifte ihr Blick absichtslos über die Papiere und Briefschaften hin, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Ihre ungewöhnlich scharfen Augen konnten jedes Wort erkennen, das da geschrieben stand, und sie blieben wie gebannt an einem schmalen, zierlichen Blättchen von feinem weißen Papier haften, das weder ein Monogramm noch eine Krone oder ein Wappen als Abzeichen trug. Die wenigen Zeilen, mit denen es beschrieben war, rührten unverkennbar von der Hand einer Dame her; die Unterschrift aber vermochte Raffaella nicht zu lesen, da sie sich theilweise unter ein daneben liegendes Aktenstück geschoben hatte. Gleich im ersten Augenblick hatte sie die Empfindung gehabt, daß sie ein Blatt von

demselben Aussehen schon einmal in der Hand gehalten habe, und der eifersüchtige Argwohn, von welchem sie ohnedies erfüllt war, kam ihrem Erinnerungsvermögen rasch zur Hilfe.

Genau so hatte auch der von innigster Theilnahme zeugende Brief ausgesehen, welchen die Komtesse Hertha nach dem Tode Adelhard's an sie gerichtet hatte. Das waren dieselben schlanken, gleichmäßigen und doch so charakteristischen Schriftzüge. Vielleicht hätte Raffaella von ihrem Platze aus ohne allzugroße Schwierigkeit das kurze Billet lesen können; aber sie fürchtete durch das starre Hinüberblicken nach einem einzigen Punkte die Aufmerksamkeit Mohrungen's zu erregen, und obwohl ihr eine wilde, unbezähmbare Ungeduld im ganzen Körper prickelte, bezwang sie sich doch, ihre Augen von dem Briefe hinweg, und wieder auf das Antlitz ihres Gegenüber zu richten.

Doch während sie hastig mit ihm sprach, in einem leichten, fast heiteren Ton, wie wenn er ihr niemals zu nahe getreten wäre, zermarterte sie unaufhörlich ihr Gehirn nach einer Möglichkeit, sich von dem Inhalt jenes Briefes Kenntniß zu verschaffen; denn sie war fest entschlossen, nicht früher von hier fortzugehen, als bis sie ihn gelesen. Und ihre angeborene Verschlagenheit kam ihr auch diesmal zu Hilfe. Als Mohrungen

bei der Besprechung der Prozeßangelegenheit eine beiläufige Bemerkung machte, welche sich auf bestimmte, in den Akten erwähnte Thatsachen bezog, widersprach ihm Raffaella plötzlich sehr energisch, obwohl sie von der Richtigkeit seiner Aeußerung vollommen überzeugt war. Er bemühte sich eine kleine Weile vergeblich, sie von ihrem Irrthume zu überzeugen; dann klingelte er nach dem Bureauvorsteher, um sich die Handakten bringen zu lassen. Für einen Moment glaubte Raffaella, daß ihr Plan gescheitert sei, und ohne die mächtige Bundesgenossenschaft des Zufalls hätte sie wohl in der That auf die Erreichung ihrer Absicht Verzicht leisten müssen. Aber statt des Gerufenen erschien einer der jüngeren Schreiber mit der verlegenen Bemerkung, daß der Bureauvorsteher sich auf eine kurze Zeit entfernt habe, und nun erhob sich Mohrungen selbst, um die in besonderer Verwahrung befindlichen Akten aus dem Vorzimmer zu holen.

Er hatte die Thür hinter sich nur angelehnt, und Raffaella mußte darauf vorbereit sein, ihn noch in derselben Minute wieder eintreten zu sehen. Aber ihre brennende Neugier war zu unwiderstehlich, als daß sie diese einzige Gelegenheit, sie zu befriedigen, nicht selbst auf die Gefahr einer Entdeckung hin hätte benutzen sollen. Mit einer blitzschnellen Bewegung zog sie das

Blatt unter dem Aktenstück hervor und überflog es in fliegender Hast.

Ihre Vermuthung hatte sie nicht betrogen; der Brief lautete:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich befinde mich ohne Vorwissen meines Verlobten seit gestern in Berlin, weil ich durch den Justizrath v. Rocholl erfahren habe, daß übermorgen vielleicht eine bedeutsame Entscheidung in der unglücklichen Prozeßangelegenheit erfolgen wird, und weil ich aus bestimmten Gründen meine Anwesenheit an diesem Entscheidungstage für nothwendig halte. Ich kann mich über diese Gründe schriftlich nicht äußern, aber ich würde Ihnen von Herzen dankbar sein, wenn Sie mir durch Ihren baldigen Besuch eine Möglichkeit gewährten, mir mündlich Ihren Rath und Ihren Beistand zu erbitten. Ich werde Sie heute Nachmittag zwischen drei und fünf Uhr in der Pension der Frau v. Bülow erwarten. Bei der Natur der ganzen Angelegenheit brauche ich Sie um Verschwiegenheit gewiß nicht erst zu ersuchen.

Mit aufrichtiger Hochachtung Ihre ergebene

Hertha Hohenstein."

In dem Augenblick, da sich mit leisem Knarren die Thür des Kabinets wieder öffnete, war Hertha's Brief

genau so, wie er vorhin gelegen hatte, an seinem Platze und die Gräfin Raffaella lehnte in ihrem Sessel mit so ruhiger Miene und mit einem so unbefangenen Lächeln, daß der eintretende Mohrungen selbst bei feinster Menschenkenntniß unmöglich irgend welchen Verdacht gegen sie hätte schöpfen können.

Er suchte die streitige Stelle in den Akten und las sie ihr vor. Raffaella bat ihn freundlich wegen ihres Zweifels um Entschuldigung und machte dann Miene, ihren Besuch zu beenden.

„Uebermorgen also werden die Würfel fallen!“ sagte sie. Und Sie hoffen noch immer auf eine günstige Entscheidung?“

„Ich rechne fest darauf, Frau Gräfin! Aber es ist natürlich nur eine Entscheidung der ersten Instanz, und wir können wohl mit voller Bestimmtheit annehmen, daß die Gegenpartei sich bei einer Verurtheilung, die unserem Klageantrage entspräche, nicht beruhigen würde. Ein rechtskräftiger Abschluß des Prozesses wird in naher Zukunft kaum zu erhoffen sein.“

„Darauf bin ich vollkommen vorbereitet; aber mein Kind ist jung genug, um den Ausgang abzuwarten. Und auch für mich wird dies Warten nicht länger eine Zeit der Qual und der Aufregung sein, wenn eine günstige richterliche Entscheidung mir die Gewißheit ge-

geben hat, daß ich auf die Anerkennung meines guten Rechtes bauen darf. Eines nur müssen Sie mir versprechen, Herr Doktor — von einem Ritterdienst nur kann ich Sie nicht entbinden."

„Und dieser Ritterdienst, Frau Gräfin, — worin sollte er bestehen?"

„Darin, daß Sie mir in eigener Person Mittheilung von dem Ergebniß des Verhandlungstermins machen — und zwar ohne Rücksicht darauf, von welcher Art dies Ergebniß ist. Ich möchte auch eine vernichtende Kunde von keinem Anderen empfangen, als von Ihnen."

Solcher Bitte mit einem Nein zu begegnen, war völlig unmöglich, und als Raffaella den Rechtsanwalt verließ, hatte sie sein Versprechen, daß er sich unmittelbar aus dem Gerichtsgebäude zu ihr begeben würde. Er würde dieses Versprechen unter allen Umständen halten, dessen war sie gewiß, und sie hatte zugleich die volle Gewißheit, daß sich in dieser Stunde auch der stille Kampf entscheiden müsse, den sie nun schon seit Monaten miteinander führten — ein Kampf, der nicht anders enden durfte als mit ihrem Sieg, wenn sie nicht für den ganzen Rest ihres Lebens alles Vertrauen in die Macht ihrer Schönheit und ihres Liebreizes unwiederbringlich verlieren sollte.

Jedenfalls hatte dieser Besuch, zu dem sie sich nur so schwer entschlossen, ihre Stimmung viel eher verschlechtert, als daß er sie zu einer zuversichtlicheren und hoffnungsfreudigeren gemacht hätte. Sie war der Meinung gewesen, daß es nur noch darauf ankommen würde, das in der Erinnerung bereits erblassende Bild ihrer Freundin aus Mohrungens Herzen zu verdrängen; nun aber trat diese Feindin von Neuem zwischen sie und ihn, und all' die entsagungsvolle Zurückhaltung, die sich Raffaella zu ihrer eigenen Qual während der letzten Wochen auferlegt hatte, war völlig umsonst gewesen.

Doch wie auch immer das Ende sein mochte, das Eine wenigstens stand mit unverrückbarer Sicherheit in der Seele der ehemaligen Sängerin fest: nicht ungestraft sollte diese Komtesse mit den unschuldigen Kinderaugen ihr all' diese Pein bereitet haben. Gab ihr nicht der Ausgang ihres Prozesses die Mittel in die Hand Vergeltung zu üben, so mußte sie andere Waffen für die Befriedigung ihres Rachegelüstes suchen und sie war nicht im Zweifel, daß es ihr gelingen würde, sie zu finden.

Eben war Raffaella im Begriff, eine offene Droschke zu besteigen, als sie durch jene eigenthümliche und unerklärliche Empfindung, die uns unter dem

Blick eines Anderen zuweilen überkommt, noch ehe wir etwas von seinem Dasein wissen, veranlaßt wurde, den Kopf rückwärts zu wenden. Sie sah gerade in die heißen, unatürlich großen Augen des Schauspielers Paul Wismar, der kaum drei Schritte von ihr entfernt an einer Straßenlaterne lehnte und nun, da er ihr Gesicht auf sich gerichtet sah, mit einer mechanischen Bewegung seinen Hut zog. Nicht nur in seinem körperlichen Befinden schien er während der letzten Monate noch mehr heruntergekommen, sondern auch seine schäbige Kleidung gab Kunde davon, daß er sich auf einem rasch abwärts führenden Wege befinden müsse.

Paul Wismar machte keinen Versuch, sich Raffaella zu nähern; sie aber zog, vielleicht in einer Regung des Mitleids, vielleicht auch unter dem Einflusse eines anderen, minder edlen Empfindens, ihren Fuß von dem Wagentritt zurück und machte einen Schritt auf ihn zu.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie halblaut, um nicht von den Vorübergehenden verstanden zu werden. „Es thut mir leid, Sie so wiederzufinden, denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie sehr schlecht aussehen."

Ein bitteres Lächeln huschte um seire schmalen Lippen.

„Wirklich? Thut es Ihnen leid, Frau Gräfin? Aber ich versichere Sie, mir geht es so gut, als es den Umständen nach nur immer möglich ist. Das Einzige, was mir bisher vielleicht noch fehlte, war die Gewißheit Ihrer Theilnahme, und nachdem ich auch diese habe erfahren dürfen —“

„Nein, nein! Sprechen Sie nicht in diesem höhnischen Ton zu mir. Ich habe ihn nicht verdient. Wrnn es jemals den Anschein gewinnen konnte, als ob ich unsere alte Freundschaft ganz vergessen habe, so trugen Sie allein die Schuld daran, weil Ihr unbedachtes Benehmen mich zu schroff abweisender Haltung zwang. In Wahrheit ist mein Gedächtniß keineswegs so schlecht, und wenn Sie mir versprechen können, daß Sie inzwischen genug vernünftig geworden sind, um wenigstens nicht das Unmögliche von mir zu begehren, so werde ich gerne bereit sein, Ihnen wie einen guten alten Kameraden zu begegnen.“

Bei ihren ersten Worten war wohl noch der alte sarkastische Ausdruck auf seinem verfallenen Gesicht gewesen, aber er war bald einem anderen gewichen —

einer zwischen Hoffnung und Unglauben schwankenden Miene des Zweifels, die gerade auf diesem von Elend und Verzweiflung so deutlich gezeichnete Antlitz etwas Rührendes und Erschütterndes hatte. Als sie ihn mit ihren herrlichen dunkeln Augen Antwort heischend ansah, wandte er den Kopf ab und stieß in hastigen Worten hervor: „Laß mich, Raffaella! Du siehst mir's wohl an, daß ich als Spielzeug nicht mehr gut zu brauchen bin. Ich bin zu sehr abgenutzt, und in dem Uhrwerk da drinnen sind ein paar Räder zerbrochen. Es verlohnt sich nicht mehr, es noch einmal aufziehen zu wollen."

„Aber ich will nicht, daß Du auf diese Weise zu Grunde gehen sollst," beharrte sie, sich zum ersten Male wieder, wenn auch im leisesten Flüsterton, ebenfalls der vertraulichen Anrede bedienend. „Ich will wieder einen tüchtigen und brauchbaren Menschen aus Dir machen, ich will mein Gewissen von dem Vorwurf entlasten, daß ich mitschuldig sei an Deinem Verderben."

Er machte eine verneinende Bewegung, aber das süßklingende „Du" aus ihrem Munde schien die Kraft seines Widerstandes doch gewaltig erschüttert zu haben.

„Laß mich!“ wiederholte er noch einmal mit schwacher Stimme. „Mir ist ja doch nicht mehr zu helfen.“

„Wir können nns darüber auf offener Straße freilich nicht unterhalten. Willst Du aber an einem der nächsten Nachmittage zu mir kommen, willst Du Dich wie ein Mann von guter Erziehung bei mir anmelden zu lassen und bei Allem, was Du sagst und thust, eingedenk bleiben, daß es zwischen uns nicht mehr sein kann, wie es ehedem war, so sollst Du keinen Grund haben, Dich über mich zu beklagen. — Es ist aufrichtig gemeint, Paul! — Wirst Du kommen?“

„Ich glaube nicht!“ sagte er; Raffaella hörte es aus dem Klange dieser Antwort mit überzeugender Deutlichkeit, daß er kommen werde und indem sie ihm freundlich ermuthigeud zunickte, wandte sie sich von ihm ab nach ihrem Wagen.

Als die Droschke ein paar hundert Schritte weiter in eine Querstraße einbog, sah die Gräfin, rückwärts blickend, die hagere Gestalt noch immer an dem Laternenpfahl stehen, und für einen Moment fuhr es ihr wie ein Stich durch das Herz. Aber es war nur eine flüchtige, rasch vorübergehende Empfindung, denn

ihre Gedanken hatten sich ja in dieser Stunde mit ganz anderen bedeutsameren Dingen zu beschäftigen, und sie hatte unfruchtbaren Erinnerungen und Selbstvorwürfen noch niemals eine lange und lästige Herrschaft eingeräumt über ihre Seele.

Achtes Kapitel.

Wohl fünfzigmal im Verlauf dieser wenigen Stunden hatte Hermann Mohrungen das Briefchen der Komtesse Hertha Hohenstein zur Hand genommen und sich in seinen Inhalt versenkt, als ob es das tiefsinnigste und räthselvollste Schriftstück wäre, das ihm jemals zu Gesicht gekommen. Wie oft er auch eine Arbeit vornahm und seine Aufmerksamkeit ausschließlich irgend einer trockenen Preßsache zuzuwenden suchte, mit unwiederstehlicher Gewalt zog es seinen Blick doch immer wieder zu dem kleinen Blättchen hinüber, und schon nach wenig Minuten ertappte er sich von Neuem auf einer Betrachtung der zierlichen Federzüge, die eine so holde und doch zugleich so beängstigende Verheißung in sich schlossen.

Und die Furcht, mit welcher er der von Hertha erbetenen Unterredung entgegensah, war in der That fast größer als seine Freude. Seit drei Monaten verzehrte sich seine Kraft in dem fruchtlosen Kampfe

gegen die Macht eines Empfindens, das nur um so tiefer und leidenschaftlicher zu werden schien, je verzweifelter er sich bemühte, es aus seinem Herzen zu reißen; seit drei Monaten versuchte er umsonst, in seinem Gedächtniß ein Bild zu tilgen, das ihm mit jedem neuen Tage nur verklärter und holdseliger erschien; seit drei Monaten wehrte er sich in vergeblichem Ringen gegen die Gewißheit seiner heißen, unauslöschlichen Liebe für die Verlobte des Fürsten Wenzel Hohenstein! Einzig die Erkenntniß von der Hoffnungslosigkeit dieser thörichten Liebe und die Zuversicht, daß er dem Gegenstand derselben nie mehr anders als im flüchtigen Vorübergehen begegnen werde, hatte ihm bis heute sein Selbstvertrauen erhalten, wenn er auch im innersten Herzen tief unglücklich war. Nun aber, da er ihr aufs Neue von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, da er wieder ihre Stimme hören und vielleicht wieder ihre Hand in der seinigen halten sollte, nun verließ ihn alles Vertrauen in seine Herrschaft über sich selbst, und es stieg etwas wie Groll und Verachtung in ihm auf über die eigene unmännliche Schwäche.

Die Zeit bis zu der Stunde, da Hertha ihn erwartete, dünkte ihn nichtsdestoweniger unerträglich lang. Die Möglichkeit einer ablehnenden Antwort auf ihren

Brief hatte er kaum für einen Augenblick ernsthaft in Erwägung gezogen; denn auch wenn sich eine einleuchtende Begründung dafür hätte ersinnen lassen, würde er sich selber diese Feigheit während seines ganzen künftigen Lebens nicht mehr verziehen haben. Nur dazu war er entschlossen, die Zusammenkunft mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, abzukürzen und ihr zugleich einen Verlauf und einen Abschluß zu geben, die jede Wiederholung unmöglich machten. Wie vollständig auch immer diese unselige Liebe Besitz ergriffen haben mochte von seinem ganzen Sein, er war trotzdem nicht darüber im Ungewissen, daß es ihm eines Tages gelingen werde, sich von ihrem entnervenden Einflusse wieder frei zu machen, und er wollte jedenfalls, soweit es in seinen Kräften stand, Alles vermeiden, was das Erscheinen dieses heißersehnten Tages zu verzögern vermöchte. —

Wenige Minuten nach drei Uhr wurde er in das elegant ausgestattete Sprechzimmer des vornehmen Pensionats geführt, und noch ehe er Zeit gefunden, seine Umgebung zu mustern, trat Hertha in Begleitung der Baronin von der Goltz ebenfalls in dasselbe ein.

Mit wie leuchtenden Farben ihm auch seine Phantasie in der Erinnerung ihr Bild gemalt hatte, Mohrungen fand Hertha jetzt, da sie leibhaftig vor

ihm stand, doch noch tausendmal reizender, lieblicher und bezaubernder, als sie in seinem Gedächtniß gelebt, und sein Gesicht nahm einen bereits finsteren Ausdruck an in dem Bemühen jedes verrätherische äußere Merkzeichen zu verbergen von dem, was in seinem Innern vorging.

Wie er es ersehnt, gehofft und gefürchtet hatte, reichte sie ihm unbefangen, wie einem guten alten Bekannten, die Hand und sprach ihm mit raschem, herzlichen Worten ihren Dank für sein Kommen aus. Erst die Förmlichkeit seiner Haltung und der kühl gemessene Klang seiner kurzen Antwort schienen sie in Verwirrung zu setzen; denn da sie nun auf den eigentlichen Zweck dieser Unterredung kommen wollte, begann sie zu stocken und sah mit einem zaghaften, bittenden Blick zu ihm auf, wie in der Erwartung, daß er ihr ein wenig zu Hilfe kommen werde.

Mohrungen aber fühlte sich so unsicher, daß er all seine Selbstbeherrschung aufbot, um die erheuchelte Gleichgiltigkeit festzuhalten, wie auch sein Herz dabei zucken mochte und wie es ihn auch trieb, sich ihrem Dienst zur Verfügung zu stellen mit Allem, was er besaß und was er vermochte.

Es entstand eine kleine, peinliche Pause; dann

sagte Hertha nachdem sie dem Besucher zum Niedersitzen eingeladen und in einiger Entfernung von ihm Platz genommen hatte, mit ihrer in der Schüchternheit nur noch lieblicher klingenden Stimme: „Es mag Sie befremdet haben, Herr Rechtsanwalt, daß ich so ohne Weiteres Ihren Besuch erbat, und denselben überdies vorläufig wie ein Geheimniß behandelt sehen möchte. Aber meine Thätigkeit in dieser unglücklichen Sache kann sich ja leider nur auf eine gewisse Vermittlerrolle beschränken, und ich muß vorsichtig zu Werke gehen, wenn ich nicht noch schlimmer machen will, was ich so gerne bessern möchte. An den Justizrath konnte ich mich nicht wenden, denn er ist eben der Anwalt des Fürsten und würde niemals ein Beginnen unterstützen, das ihm gegen den Vortheil seines eigenen Klienten gerichtet scheint. Die Beweggründe, welche mich leiten, könnte ich ihm wohl kaum verständlich machen, und selbst wenn es mir gelänge, würde ich mir von seiner Mitwirkung sicherlich nur sehr geringen Erfolg versprechen dürfen. Ihnen aber, Herr Rechtsanwalt, muthe ich selbstverständlich nichts zu, was im Widerspruch stände mit Ihren Pflichten gegen die Gräfin Raffaella. Und zu Ihnen hege ich überdies das Vertrauen, daß Sie auch ohne lange Erklärung die Empfindungen begreifen, von denen ich angesichts dieses

häßlichen Familienstreites um einen Titel und ein Vermögen beseelt sein muß."

„Ich glaube, diese Empfindungen zu errathen, Komtesse; aber ehe Sie mich noch weiter Ihres Vertrauens würdigen, muß ich Ihnen pflichtgemäß zu bedenken geben, ob ich als der Sachverwalter der Gegenpartei wirklich die geeignete Person sein kann, Ihren Absichten, deren Natur ich ja noch nicht kenne, zur Verwirklichung zu verhelfen."

Selbst während der Geschäftsstunden in seinem Bureau pflegte er kaum je so trocken zu sprechen, als er es hier diesem liebenswürdigen Wesen gegenüber that, das ihn mit rührender Offenherzigkeit um seine Bundesgenossenschaft anging. Und für eine kurze Zeit schien es, als ob Hertha durch sein verändertes, geradezu abweisendes Benehmen wirklich erschreckt und in ihren Entschlüssen wankend gemacht würde. Sie forschte mit erstauntem Blick in seinem Gesicht und schaute dann eine Weile nachdenklich vor sich nieder.

Die Baronin, welche sich bis dahin ganz still und anscheinend theilnahmslos verhalten hatte, trat nun auch an ihre Seite und flüsterte ihr etwas zu, das sicherlich viel mehr eine Abmahnung als eine Ermunterung war. Aber als wenn gerade durch diese Einmischung ihre Zweifel wieder beseitigt worden wären,

schüttelte die junge Komtesse energisch den Kopf und sagte: „Ich habe es bedacht, Herr Doktor, und ich sehe nicht ein, was mich abhalten sollte, Ihnen meine Wünsche zu offenbaren. Ich erwarte, daß die Entscheidung des Gerichts gegen den Fürsten ausfallen wird; so wenigstens scheint es mir der Gerechtigkeit zu entsprechen und eine Aeußerung des Justizraths läßt mich vermuthen, daß auch er auf ein solches Ergebniß vorbereitet ist. Man wird dem kleinen Sohne des Grafen Adelhard den Fürstentitel wie das Fideikommiß zusprechen, und ich werde Schloß Hohenstein für ihn und seine Mutter zu räumen haben.“

„Diese letztere Nothwendigkeit, Komtesse, dürfte jedenfalls noch nicht so bald an Sie herantreten; denn die Entscheidung, welche jetzt zu erwarten steht, ist immerhin nur eine Entscheidung der ersten Instanz, und so wenig die Gräfin Raffaella sich dabei beruhigen würde, wenn sie gegen sie ausfiele, so wenig wird sich, wie ich vermuthe, Ihr Herr Verlobter mit einem für ihn ungünstigen Spruche bescheiden. Selbst bei ungleich rascherer Erledigung, als sie nach meinen Erfahrungen von dem höchsten Gerichtshofe zu erwarten steht, dürfte immerhin noch ein Jahr vergehen, bevor ein rechtskräftiges unanfechtbares Erkenntniß der letzten Instanz zu erstreiten ist.“

„Das aber ist es ja gerade, was ich verhindern möchte,“ fiel Hertha lebhaft ein. „Eine solche Verschleppung, durch die am Ende Niemand einen Gewinn hätte, muß unter allen Umständen vermieden werden. Zweierlei Recht und zweierlei Gerechtigkeit kann es doch unmöglich geben. Wenn die Richter der ersten Instanz, nachdem sie beide Parteien gehört haben, zu dem Schluß kommen, daß dem kleinen Grafen Lothar die Erbschaft meines Vaters gebührt, so wird der höchste Gerichtshof seinen Spruch schwerlich in einem anderen Sinne abgeben, und keiner von uns würde in der Zwischenzeit Freude an einem Besitzthum haben, auf welchem der Verdacht ruht, daß es seinem eigentlichen Herrn widerrechtlich vorenthalten wird.“

„Es scheint Ihnen also denkbar, daß Fürst Wenzel Hohenstein sich mit einer Niederlage ohne Weiteres zufrieden geben könnte?“

„Ich werde wenigstens all' meinen Einfluß aufbieten, ihn dazu zu bewegen, und ich hoffe, daß er meinen Wünschen willfahren wird, wenn er sieht, daß dieser häßliche Prozeß mir wie ein unheimlicher Schatten das Leben verdüstert. Aber mit seinem Stolz und seinem soldatischen Selbstbewußtsein werde ich dabei freilich zu rechnen haben. Wenn er nur als ein kläglich Besiegter aus dem Streite hervorgehen soll, so

wird er allerdings, wie ich fürchte, sein Recht bis auf das Aeußerste vertheidigen, und ich würde in diesem Fall vielleicht nicht einmal den Muth haben, ihm eine Unterwerfung anzusinnen, so lange es noch eine schwache Möglichkeit für ihn gibt, den Kampf zu gewinnen. Wenn man ihm aber die Brücke für einen ehrenvollen Rückzug bauen, ihm einen Ausweg schaffen könnte, auf welchem zugleich der Gerechtigkeit und seinem Selbstgefühl Genüge geschähe, so würde er sich um meinetwillen gewiß zu einem Opfer entschließen, das uns Alle von schwerer Last und Sorge befreite. Begreifen Sie jetzt meine Absicht, Herr Doktor? Errathen Sie nun, wie ich zu der Kühnheit kam, mir Ihren Besuch und Ihren Beistand zu erbitten?"

Er hatte es längst begriffen, und Alles, was ihn in ihrer hochsinnigen Denkungsart bisher mit Bewunderung und Verehrung erfüllt hatte, erschien ihm gering neben diesem neuen Beweis einer Selbstverleugnung, die ihm großmüthiger und erhabener noch nie in seinem Leben begegnet war. Es hätte ihn namenlos glücklich gemacht, wenn er ihr das hätte aussprechen oder wenn er nur ihre Hand hätte an seine Lippen drücken dürfen; aber er war ja nur der Sklave einer unerbittlichen Pflicht, und diese allein durfte ihm sein Benehmen wie seine Worte vorschreiben.

„Ihre Absicht, Komtesse,“ sagte er, „ist eine so wohlwollende für die Gräfin Raffaella Hohenstein, daß ich selbstverständlich nicht daran denken kann, Ihnen die Ausführung zu widerrathen. Aber ich sehe keine Möglichkeit, wie ich Ihnen dabei behülflich sein könnte. Die Rückzugsbrücke, welche Sie dem Fürsten zu bauen wünschen — worin sollte sie denn bestehen?“

„Ich weiß es noch nicht; aber ich bin gewiß, daß ich im Verein mit Raffaella ohne große Mühe das Rechte finden würde.“

„Im Verein mit Raffaella? Die Mitwirkung der Gräfin also ist es, auf welche Sie rechnen?„

„Gewiß! Ohne einigen guten Willen und einiges Entgegenkommen von ihrer Seite wäre ich vollkommen machtlos. Sie werden mich nicht mißverstehen, Herr Doktor! Keines von ihren Rechten ist es, das die Wittwe des Grafen Adelhard uns zu Liebe aufgeben soll. Nur die Form, in welcher sie von diesen Rechten Besitz ergreift, kommt hier in Frage. Es wird sich vielleicht um nichts Anderes handeln, als um ein einziges gutes Wort. Glauben Sie nicht, daß sie um des Friedens willen gern bereit sein würde, ein solches Wort zu sprechen?“

„Ich wage nicht, Ihnen auf diese Frage kurzweg mit Ja oder Nein zu antworten, Komtesse! Wohl

habe ich Ursache zu fürchten, daß die Gräfin Ihre hochherzigen und versöhnlichen Empfindungen nicht auf gleiche Art erwiedert, daß namentlich ein tiefer Groll gegen Ihren — gegen den Fürsten in ihrem Herzen ist. Aber ich halte es allerdings für fast undenkbar, daß ihr Haß oder ihr Wunsch, sich für eine erlittene Beleidigung zu rächen, Stand halten könnte gegen so viel Liebenswürdigkeit und Größe der Gesinnung. Es ist, wie ich vermuthe, Ihre Absicht, die Gräfin aufzusuchen?"

„Ich thäte es gern; aber ich weiß nicht, wie sie mich empfangen würde, und eben weil ich ihren Groll begreiflich finde, fehlt es mir an Muth, auf's Gerathewohl einen Besuch zu wagen. Ich werde eines Fürsprechers bei ihr bedürfen, eines Vermittlers, der seine Worte nicht so sehr von dem Interesse für die eine oder die andere Partei, als von rein menschlichen Empfindungen diktiren läßt. Und dafür, Herr Doktor, hatte ich auf Sie gerechnet."

„Ich stelle mich Ihnen mit allem Einfluß, den ich auf meine Klientin besitze, zur Verfügung," erwiederte Mohrungen, indem er sich erhob. „Welches das Ergebniß meiner Bemühungen sein wird, vermag ich freilich nicht zu sagen; darauf aber, daß ich Alles thun werde, was in meine Macht gegeben ist, dürfen Sie unbedingt rechnen. Natürlich wollen Sie den Ausgang

des bevorstehenden Verhandlungstermins abwarten, ehe Sie eine Unterredung mit der Gräfin suchen?“

„Würden Sie mir dazu rathen, Herr Doktor?“

„Ich halte es für nahezu selbstverständlich, und ich glaube auch nicht, daß der Versuch, meine Mandatin zur Versöhnlichkeit zu stimmen, vorher irgend welche Aussicht auf Erfolg haben würde.“

„Wann aber werde ich von dem Resultat Kenntniß erhalten? Sie begreifen, Herr Doktor, daß ich mich augenblicklich in einer keineswegs beneidenswerthen Lage befinde Stündlich kann irgend ein Zufall dem Fürsten meine Anwesenheit in Berlin verrathen, und ich fürchte, daß Alles verloren sein würde, wenn er meine Absichten durchschaute, noch ehe ich im Stande wäre, meine Bitten durch ganz bestimmte und für ihn annehmbare Vorschläge zu unterstützen. Ich werde also in einer beständigen Unruhe leben bis zu dem Moment, in welchem mir von Ihnen die Kunde geworden ist, daß Raffaella bereit ist, mich ohne Groll und feindselige Voreingenommenheit zu empfangen.“

Mohrungen dachte einen Augenblick nach. „Es war ohnedies meine Absicht, die Gräfin unmittelbar nach Beendigung des Termins aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit werde ich sie auf geeignete Art von Ihren Wünschen in Kenntniß setzen, und es ist selbstverständ=

lich, daß ich Ihnen von dem Ausfall der Unterredung Nachricht zukommen lasse, sobald ich dazu in der Lage bin."

„Das heißt, Sie werden mir diese Nachricht selbst überbringen — nicht wahr? Ich weiß im Voraus, daß ich dann noch eine Menge Fragen in Bereitschaft haben werde, und Sie sind ja in der That der Einzige, von dem ich ihre Beantwortung erhoffen dürfte."

Das war wieder der kindlich vertrauensvolle Ton, dessen Klang sein Herz erbeben machte! Und wieder hatte er keine andere Antwort darauf als eine höfliche Verbeugung und die kühle, ihm selber nur wie eine Phrase klingende Versicherung. „Ich bin in Allem zu Ihren Diensten, Komtesse! Einen besonderen Auftrag hätten Sie mir jetzt nicht weiter zu ertheilen?"

„Nein!" sagte sie zögernd.

„So gestatten Sie mir, mich zu empfehlen."

Ebenso befremdlich wie der Klang seiner Worte mußte den beiden Damen die Hast erscheinen, mit welcher er sich der Thür zuwandte, noch ehe sie völlig ausgesprochen waren. Wenn Hertha wirklich die Absicht gehabt hätte, ihm noch etwas zu sagen, so würde sie bei der auffälligen Eile seiner Verabschiedung dazu nicht mehr im Stande gewesen sein, und es war wohl kein Irrthum, wenn Mohrungen in dem Augenblick, da er das Zimmer verließ, auf ihrem lieblichen Gesichtchen

etwas wie Beschämung oder Betrübniß wahrzunehmen glaubte.

Aber er ließ sich dadurch nicht zurückhalten, sondern eilte wie ein Verfolgter die Treppe hinab. Wohl durfte er sich, als er auf die Straße hinaustrat, das Zeugniß ausstellen, seine Standhaftigkeit tapfer bewahrt zu haben; aber er war weit entfernt, eine freudige Genugthuung darüber zu empfinden, sondern er fühlte sich vielmehr jetzt, wo er der Versuchung entronnen war, ohne ihr zu erliegen, in seinem Innern noch tausendmal zerrissener und unglücklicher als zuvor.

Neuntes Kapitel.

Der Verhandlungstermin in Sachen Hohenstein gegen Hohenstein, welcher ohne Unterbrechung länger als sechs Stunden hindurch gewährt hatte, war zu Ende, und die Entscheidung war zu Gunsten des minderjährigen Grafen Lothar gefallen.

Mohrungen fuhr nach Hause, um sich umzukleiden, und eine leichte Erfrischung zu sich zu nehmen; aber er ließ die Droschke vor der Thür seiner Wohnung halten, da er gesonnen war, das Versprechen, welches er Raffaella gegeben, so schnell als möglich einzulösen. Auf seinem Schreibtisch fand er ein Billet von ihrer Hand, in welchem sie ihn noch einmal mahnte, dieses Versprechens eingedenk zu bleiben, zugleich mit sehr liebenswürdigen Worten wegen ihres unartigen Drängens um Entschuldigung bittend. Der Rechtsanwalt, welcher ohnedies vielmehr in der Stimmung eines Besiegten als in der eines Siegers war, fühlte sich durch diesen

Brief verstimmt, ohne daß er sich selber hätte einen rechten Grund dafür angeben können.

Mit einer Empfindung, als ob er im Begriff sei, den schwersten Gang seines Lebens zu unternehmen stieg er die Treppe zu Raffaella's Wohnung empor. und fast beklommen zog er oben die Glocke.

Wenn er nicht gewußt hätte, daß er erwartet worden sei, so würde es ihm der Ausruf der Erlösung verrathen haben, mit welchem die Gräfin ihm entgegen= eilte. Sie hatte sich heute nicht wie sonst mit beson= derer Sorgfalt zu seinem Empfange geschmückt; aber das ganz einfache schwarze Kleid, welches sie angelegt hatte, brachte ihre herrliche Gestalt nicht minder vor= theilhaft zur Geltung, als irgend eine kostbare Toilette es vermocht hätte, und es war sicherlich ebenso aus= schließlich mit Rücksicht auf sein Kommen gewählt worden, wie sie sich früher aus dem nämlichen Grunde in die zartesten und verführerischesten Morgengewänder gehüllt hatte.

Die Schönheit ihres Antlitzes aber war minder tadellos als sonst. Die Aufregungen der jüngst ver= flossenen Tage und namentlich die verzehrende Unge= duld der letzten Stunden hatten deutliche Spuren in ihren Zügen hinterlassen. Ihr Gesicht schien schmaler und hagerer als sonst, einige scharfe Linien hatten sich

um Mund und Nase eingezeichnet, und in ihren Augen war statt des schönen, warmen Glanzes, der sie zuweilen so bezaubernd machte, ein leidenschaftliches, flackerndes Feuer, das auf Mohrungen geradezu abstoßend wirkte.

Jede durch die Sitte gebotene Rücksicht bei Seite setzend, streckte Raffaella dem Eintretenden beide Hände entgegen.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie endlich kommen! Was ist es, das Sie mir bringen? Leben oder Tod?"

„Das Urtheil ist zu Ihren Gunsten ausgefallen, Frau Gräfin! Die erste Instanz hat Ihrem Sohne das Recht zugesprochen, den Titel eines Fürsten zu Hohenstein zu führen und unter Ihrer Vormundschaft von dem fürstlichen Fideikommiß Besitz zu ergreifen."

Sie erhob die Hände, die er nicht angenommen hatte, und rief: „Ah, ich danke Dir, Gott, für diesen Sieg! Sie werden also im Staube vor mir liegen — und ich werde ihnen Alles heimzahlen, was Sie mir angethan — Alles — Alles!"

Mohrungen stand ihr gegenüber, seinen Hut noch immer in der Hand haltend und mit ernstem, fast finsterem Gesicht.

„Es thut mir leid, Frau Gräfin, daß Sie in diesem Augenblick keine andere Empfindung haben, als

die des befriedigten Rachedurstes. Sie sollten nicht vergessen, daß Ihre Widersacher recht wohl in gutem Glauben handeln konnten, als sie das Eigenthum Ihres Sohnes für sich in Anspruch nahmen."

Raffaella lachte höhnich auf. „In gutem Glauben? Vielleicht! Aber geschah es vielleicht auch in guter Absicht, daß man mir und meinem Gatten wie lästigen Bettlern die Thür wies, da wir mit dem aufrichtigen Wunsche nach Versöhnung die Schwelle von Schloß Hohenstein überschritten? Geschah es vielleicht in guter Absicht, daß dieser Husarenlieutenant geflissentlich jenes abscheuliche Gerücht verbreitete, welches meinen armen Gatten in den Tod getrieben hat? Nein, wahrhaftig, mein Freund, Sie sollten nicht versuchen, den Vertheidiger dieser Sippe zu machen? Ich hasse sie — hasse sie vom Grund meines Herzens, und ich werde jubelnd die Stunde segnen, da ich Ihnen Allen den Fuß auf den Nacken setzen kann."

„Diese Stunde, Frau Gräfin, ist jedenfalls noch nicht gekommen," erwiederte er mit schwerer Betonung. „Das heute ergangene Urtheil ist nur ein Erkenntniß der ersten Instanz, und es steht dem Fürsten frei, Berufung dagegen einzulegen."

„Mag er doch! Mein Sohn und ich, wir können das Ende abwarten, und um den Ausgang ist mir jetzt

nicht mehr bang! Je länger sich Jene in dem erborgten Glanze gesonnt, je länger sie sich des gestohlenen Reichthums erfreut haben, desto grausamer wird sie zuletzt die unerbittliche Nothwendigkeit treffen, auf dies Alles wieder Verzicht zu leisten und mir, der verachteten Komödiantin, Rechenschaft abzulegen von jedem Thaler, den sie von meines Sohnes Vermögen verbrauchten. Bei Gott, ich will sie ihnen nicht leicht machen, diese Rechenschaft, und noch tausendmal tiefer will ich sie demüthigen, als ich von ihnen gedemüthigt worden bin."

„Es war gewiß nicht ihre Absicht gewesen, sich dem Manne, den sie gewinnen wollte, von dieser Seite zu zeigen; denn sie hätte bei ruh'ger Ueberlegung nicht im Ungewissen sein können, daß sie damit keinen anderen als einen ungünstigen Eindruck auf ihn hervorbringen würde. Aber das stundenlange vergebliche Warten hatte ihre Nervosität und ihre Aufregung bis zu einem solchen Grade gesteigert, daß sie nun nicht mehr die Kraft besaß, sich zu beherrschen, und die heiß auflodernde südliche Leidenschaft sie all' ihre berechnende Klugheit vergessen ließ.

Auch als sie den deutlichen Ausdruck des Unwillens auf Mohrungen's Antlitz sah, kam sie noch nicht sogleich zur Besinnung. Es war ein so stolzes

Gefühl der Kraft und der Siegesfreude über sie gekommen, eine so übermüthige Zuversicht auf eine glückliche Erfüllung all' ihrer Wünsche, daß es fast einen prickelnden Reiz für sie hatte, ihn ein wenig herauszufordern, ehe sie ihn ganz und für immer zu ihrem Sklaven machte.

„Nun?“ fragte sie, da er ihr die Antwort schuldig blieb. „Warum sind Sie so schweigsam? Hielten Sie mich für ein übermenschliches Wesen ohne alles irdische Empfinden?“

„Nein?“ gab er kurz und mit hart klingender Stimme zurück. „Sie wissen, Frau Gräfin, daß ich Sie dafür nicht wohl halten konnte; aber ich hielt Sie allerdings für minder rachsüchtig, und ich glaubte, daß Sie genug edle Sinnesart besäßen, um da, wo Sie sich beleidigt glauben dürfen, auf vornehme Art Vergeltung zu üben.“

„Ah, das klingt nicht sehr schmeichelhaft für mich,“ lachte sie, durch seine Worte ersichtlich nicht im Mindesten gekränkt. „Und worin könnte denn Ihrer Meinung nach diese vornehme Vergeltung bestehen?“

„In Ihrer Bereitwilligkeit zur Versöhnung, wenn man Ihnen von der anderen Seite die Hand dazu entgegenstreckt.“

Ein Blitz des Verständnisses und zugleich des

Zornes leuchtete in ihren Augen auf. Er kam also wirklich als Unterhändler zu ihr — er hatte sich von dieser Komtesse einen Auftrag an sie ertheilen lassen! Die neu erwachende Eifersucht packte sie mit solcher Gewalt, daß sie für einen Moment die Zähne zusammenpreßte und die Hände ballte.

„Nichts weiter als das also?“ fragte sie höhnisch. „Und man trägt sich auf jener anderen Seite vielleicht in der That mit so großmüthigen Absichten — jetzt, nachdem man zu der Erkenntniß gekommen ist, daß ich nicht zu denen gehöre, die sich ohne Widerstand beschimpfen und bestehlen lassen! Es würde mich nicht überraschen, wenn Sie die Friedensbedingungen bereits in der Tasche hätten, Herr Doktor!“

„Nicht die Friedensbedingungen; denn ich besitze selbstverständlich keinerlei Vollmacht, im Namen des Fürsten mit Ihnen zu verhandeln, aber ich bin allerdings beauftragt, Ihnen einen Wunsch zu unterbreiten, durch den Sie, wie ich meine, hoch erfreut und beglückt werden sollten — den Wunsch der Komtesse Hertha Hohenstein nach einer vertraulichen und freundschaftlichen Unterredung, welche recht wohl einen für beide Theile ehrenvollen Frieden einleiten könnte.“

Es war ihm schwer geworden, das auszusprechen, denn der Gedanke, Hertha bei einer persönlichen Be-

gegnung vielleicht den Beschimpfungen dieser von einer häßlichen Leidenschaft erfüllten Frau ausgesetzt zu sehen, erschien ihm ganz unerträglich. Raffaella aber gab dem widerstrebenden Zaudern in seinen Worten eine andere Deutung.

„Man hat ohne Zweifel geglaubt, es vortrefflich einzurichten, als man Sie zum Unterhändler wählte,“ sagte sie mit schneidendem Hohn, „aber man hat es dennoch nicht sehr geschickt angefangen. Sie selber glauben ja nicht daran, daß ich für einen solchen Annäherungsversuch etwas Anderes als verächtliche Zurückweisung haben könnte.“

„Ist Ihr Haß so unversöhnlich auch gegen die Komtesse, die sicherlich schuldlos ist an dem Unrecht, welches man Ihnen zugefügt hat? Oder fehlt es Ihnen nur an dem rechten Verständniß für die großherzige Selbstlosigkeit dieser jungen Dame, der es ununerträglich scheint, den häßlichen Zwist noch monate- oder jahrelang weiter geschleppt zu sehen?“

Jedes seiner vorwurfsvollen Worte fachte ihren eifersüchtigen Zorn zu noch helleren Flammen an. Indem sie die linke Hand auf das Herz preßte und sich zu ihrer ganzen Größe aufrichtete, stieß sie mit fliegendem Athem hervor: „Ihre großherzige Selbstlosigkeit? O, wahrhaftig, sie hat ja einen sehr warmen

Vertheidiger in Ihnen gefunden, und ich zweifle nicht, daß sie Ihnen eine ausgezeichnete Komödie vorgespielt hat, um dahin zu gelangen. Ich aber bin durch ein sanftes Kinderlächeln und durch zwei unschuldsblaue Augen nicht zu bestechen, ich lasse mich nicht durch Schauspielerkniffe fangen, und wäre es auch das hochgeborene Töchterchen eines Fürsten, das sich darin versuchte! Wenn diese Leute mir die Hand zur Versöhnung bieten, so thun sie es einzig um ihres schnöden Vortheils willen — das ist meine feste Ueberzeugung, und darum will ich nichts von einer Versöhnung wissen — jetzt nichts und bis in alle Ewigkeit! Sie fragen mich, ob auch mein Haß gegen diese Komtesse Hertha unversöhnlich sei? Wie schlecht müssen Sie sich auf Frauenherzen verstehen, wenn Sie darüber einen Zweifel haben können! Ja, ich hasse sie — sie noch hundertmal mehr als diesen Husarenlieutenant, der die heuchlerische Freundschaftsmaske wenigstens nicht länger getragen hat, als es ihm für seine Zwecke dringend geboten schien. Ich hasse sie so sehr, daß ich für mein gutes Recht bis aufs Messer kämpfen würde, wenn ich auch keinen anderen Gewinn davon hätte als den, sie vor mir im Staube zu sehen."

„Unter solchen Umständen, Frau Gräfin, werden Sie diesen Kampf allerdings ohne meine Mitwirkung

fortsetzen müssen!“ fiel er der leidenschaftlich Erregten mit kalter Bestimmtheit ins Wort. Ich konnte mich trotz all’ meiner Bedenken zum Anwalt einer vaterlosen Waise machen; aber ich halte mich zu gut für ein willfähriges Werkzeug in den Händen einer rachsüchtigen Frau.“

Er wandte sich zum Gehen, und mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen starrte ihn Raffaella an. Jetzt erst wurde ihr mit einem Male klar, was sie gethan und wie weit sie sich vergessen hatte. Wenn sie ihn jetzt in dieser Stimmung von sich gehen ließ, so war Alles verloren!

„Bleiben Sie!“ rief sie ihm zu, und es war etwas im Klang ihrer Stimme, das ihn wirklich fast wider seinen Willen veranlaßte, sich noch einmal zurückzuwenden. „Es kann Ihr Ernst nicht gewesen sein, was Sie da soeben sagten! Sie können nicht die Treulosigkeit haben, mich jetzt zu verlassen!“

„Sie wissen, Frau Gräfin, daß ich nur mit schwerem Herzen Ihre Sache bis zu diesem Tage geführt habe. Einzig Ihr Wunsch und ein vielleicht allzu zartes Pflichtgefühl waren es, die mich dazu bestimmten. Jetzt darf ich meine Pflicht als erfüllt betrachten, und ich lege darum mein Mondat in Ihre Hände zurück.“

„Ich aber nehme es nicht an! Sie selbst haben

mir gesagt, daß mein Gegner an eine höhere Instanz appelliren werde und als ein Mann von Ehren dürfen Sie mich nicht im Stich lassen, solange ich noch in Gefahr bin, meinen Prozeß zu verlieren."

„Als Ehrenmann darf ich Ihnen nicht behilflich sein, zur Befriedigung unedler Leidenschaften. Da es Ihnen nicht so sehr um Ihr Recht, als um Ihre Rache zu thun ist, kann ich Ihr Sachverwalter nicht länger bleiben."

Raffaella ließ sich wie gebrochen in den Sessel fallen, neben welchem sie gestanden, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich so grausam behandeln? Welchen Zaubertrank hat Ihnen jene Andere eingegeben, um Sie mir zu entfremden?"

Ihre Verzweiflung war unverkennbar aufrichtig; aber Hermann Mohrungen, der bisher noch keiner Aeußerung wahrhaften Schmerzes theilnahmlos hatte zusehen können, fühlte nicht die leiseste Regung des Mitleid für sie in seinem Herzen,

„Wenn es die Komtesse Hertha Hohenstein ist, welche Sie unter jener Anderen verstehen, so versichere ich Ihnen hiermit zum letzten Male, daß es ihr niemals in den Sinn gekommen ist, mich Ihren Interessen abwendig zu machen. Aber es ist nicht meine

Absicht, den Namen dieser Dame vor Ihnen noch einmal zu nennen, wie es meiner Meinung nach überhaupt am besten sein würde, diese unerfreuliche Unterhaltung nunmehr zu beenden."

„Sie könnten also wirklich gehen in der Absicht, nie mehr zurückzukehren?"

Ich theilte Ihnen meine Entschließung mit, Frau Gräfin, und ich sehe mich außer Stande, etwas daran zu ändern."

Sie ließ die Hände sinken und wandte ihm langsam ihr Gesicht zu. Er hatte erwartet, in ein Medusenantlitz zu blicken, aber er sah zu seiner Ueberraschung nichts als zärtliche Hingebung und demüthiges Flehen.

„Sie wollen mein Anwalt nicht länger sein,' sagte sie leise. „Gut — ich will mich darein ergeben — aber nur unter einer einzigen Bedingung."

Mohrungen war so betroffen von der jähen Veränderung in ihrem Benehmen, daß auch er unwillkürlich einen milderen Ton anschlug. „Ich werde sie erfüllen, wenn es in meine Macht gegeben ist."

Raffaella antwortete nicht sogleich, aber sie sah ihn unverwandt mit ihren dunklen Augen an, und plötzlich, ehe er noch ahnen konnte, was sie im Sinne

hatte, sprang sie auf und warf sich leidenschaftlich an seine Brust.

„Unter der Bedingung, daß Du mir fortan mehr sein willst als das!“ flüsterte sie dicht an seinem Ohr. „Ich will den Vertheidiger hingeben, nur wenn ich den Geliebten dafür gewinne.“

Es war eine Ueberrumpelung, die so jäh und verwirrend auf ihn eindrang, daß er secundenlang keines Wortes und kaum eines klaren Gedankens fähig war.

Aber nur eine einzige, rasch vorübergehende Wallung war es, die ihn zu bethören drohte; mit einer Empfindung, die hart an Ekel und Widerwillen streifte, machte er sich unsanft aus ihren umschlingenden Armen frei.

„Den Preis, den ich mir da erringen soll, Frau Gräfin, wird besser einem Würdigeren vorbehalten bleiben,“ sagte er kalt. „Mein Verdienst ist zu gering, als daß ich Anspruch erheben dürfte auf eine so fürstliche Belohnung. Sie selbst werden mir binnen Kurzem Dank dafür wissen, daß ich sie abgelehnt habe. — Leben Sie wohl!“

Raffaella hatte die Hände vor die Augen gedrückt und verharrte regungslos, bis die Thür hinter ihm zugefallen war, und bis sie den Klang seiner raschen Schritte im Vorzimmer nicht mehr vernahm. Dann

erst schrie sie wild auf und in ohnmächtiger, verzweifelter Wuth und warf sich über einen Sessel, das brennende Gesicht in die Polster pressend und ihre schlanken Fingerspitzen tief in den weichen Sammetstoff eingrabend.

So lag sie noch, als eine Viertelstunde später die Kammerjungfer eintrat, ihr einen neuen Besuch zu melden. Jäh fuhr die Gräfin empor bei dem Klang ihrer Stimme. Sie legte die Hände an ihre schmerzenden Schläfen, und dann befahl sie kurz: „Gut! Lassen Sie ihn eintreten!“

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um ihre vollen Lippen, als sie sich anschickte, sich zu erheben.

Es war Paul Wismar, welcher eine Minute später in der geöffneten Thür erschien. Er war mit mehr Sorgfalt gekleidet als bei der Begegnung auf der Straße; aber sah noch immer dürftig genug aus, und sein verwüstetes Gesicht zeigte kaum noch eine Aehnlichkeit mit dem, welches Raffaella aus der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft in der Erinnerung hatte.

„Du siehst, daß ich nun doch gekommen bin,“ sagte er mit matter, fast tonloser Stimme. „Ich bin eben von jeher ein jämmerlicher Schwächling gewesen.“

Zu seiner offenbaren Ueberraschung trat sie dicht vor ihm hin und bot ihm ihre Hand. „Du könntest

mir jetzt beweisen, daß Du es nicht bist, Paul! Ich habe niemals so sehr eines tapferen und muthigen Freundes bedurft als in diesem Augenblick. Aber es ist ja wahr — ich vergaß, daß Du mein Freund nicht mehr sein kannst nach dem, was zwischen uns geschehen ist."

Er hielt ihre Hand mit wildem Druck fest zwischen seinen Fingern. „O, ich könnte es vielleicht doch sein, Raffaella! Denn eine Liebe, wie die meinige hat kein Gedächtniß für die Kränkungen, die man ihr angethan — eine Liebe, wie die meinige, ist ehrlos und charakterlos — sie kennt nur einen Wunsch und einen Gedanken. Zeige mir eine Möglichkeit zu hoffen, Raffaella, und ich werde in derselben Secunde Alles vergessen haben, was ich durch Dich gelitten und was mich zu einer anderen Zeit beinahe zu Deinem Mörder gemacht hätte."

Es durchschauerte sie eigenthümlich bei dem furchtbaren Wort, welches er da aussprach; aber sie zog ihre Hand nicht aus der seinigen, obwohl ihr die Umklammerung seiner Finger geradezu Schmerz verursachte.

„Wie selbstsüchtig doch ihr Männer ohne alle Ausnahme seid! — Aber es ist wahr; vielleicht wäre ich glücklicher geworden, wenn ich mich niemals durch Glanz und Reichthum hätte blenden lassen, wenn ich

Dir treu geblieben wäre, Paul! Traurig genug, daß eine verspätete Reue an dem, was einmal geschehen ist, nichts mehr zu ändern vermag."

„Nicht mehr an dem Vergangenen, Raffaella, aber vielleicht noch an dem Künftigen! Glanz und Reichthum — auch ich könnte sie Dir verschaffen — auch ich! Denn noch ist das heilige Feuer in meiner Brust nicht ganz erloschen – noch bedarf es nur eines Hauches aus Deinem Munde, um den Funken anzufachen, der unter der Asche schlummert. Ich könnte groß und berühmt werden, sobald Du nur den Willen hättest, mich dazu zu machen, und ich würde Dir vergelten, mit einem Glück, wie kein Anderer auf der Welt es Dir zu bieten vermag — denn Keiner, Keiner kann Dich so lieben wie ich!"

Es war etwas von der Gluth des Wahnsinns in seiner tiefliegenden, bläulich umschattenden Augen. Stärker als sonst fühlte Raffaella jene Anwandlung von Furcht, die sie seit ihrem Hochzeitstage bei seinem Anblick noch immer überkommen hatte; aber die Empfindung des Grauens, die ihren Körper durchrieselte, war doch nicht mächtiger, als das Verlangen nach Rache, von dem jeder Nerv in ihr erzitterte.

„Laß mir Zeit, Paul!" bat sie leise. „Ich habe die glücklichen Tage nicht vergessen, da wir wähnten,

das letzte Ziel unserer Wünsche gefunden zu haben, da wir von der Welt und ihren Herrlichkeiten nichts begehrten, als die kleine Hütte, die Raum genug hätte für unser Glück! Wer weiß, ob sie nicht noch einmal wiederkehren könnten! Aber es hat sich so Vieles zwischen uns gedrängt seit jener Zeit — die Wunden, welche das Schicksal uns geschlagen, sind noch so frisch, daß wir nicht versuchen dürfen, gewaltsam zu erzwingen, was nur langsam aus Schutt und Trümmern, wie eine schöne Wunderblume neu erblühen könnte. Laß mich erst wieder an Deine Freundschaft glauben — und ich werde dann vielleicht eines Tages lernen, Deine Liebe zu erwidern."

„Raffaella!" Er zitterte am ganzen Körper, und die Worte rangen sich nur mühsam aus seiner Brust. „Wenn es Dir ernst wäre um jene himmlische Verheißung — wenn Du nicht aufs Neue Deinen Spott — Dein Spiel mit mir treiben wolltest —"

„Sehe ich aus wie Jemand, der aufgelegt ist zu spotten und zu spielen?" fragte sie mit wehmüthiger Bitterkeit zurück. „Was könnte mich bestimmen, so zu Dir zu sprechen, wenn es mir nicht vollkommen ernst wäre mit jedem Wort?"

„Und er — jener Andere — in dessen Arme Du Dich hier an der nämlichen Stelle geworfen, als ich

Dich zum letzten Male verließ, wird er nicht eines Tages abermals zwischen uns treten, und werde ich dann nicht wieder als ein armer, verrathener Narr vergessen und verhöhnt unten auf der Straße stehen?"

Sie neigte sich so nahe zu ihm, daß er ihren heißen Athem fühlte, und in zischenden Lauten, mit Worten, deren jeder sich tief in seine Seele bohrte, raunte sie ihm zu: „Ich hasse ihn, Paul, denn er hat mich beschimpft — ich hasse ihn tödtlich und ich werde ihn vernichten!"

Der Schauspieler umklammerte ihre Handgelenke und starrte ihr mit seinen weitgeöffneten. wahnwitzigen Augen ins Gesicht.

„Nicht Du, Raffaella, aber ich — ich werde ihn tödten! Der soll nicht mehr leben, der Dich beschimpfte!"

In einem tiefem Athemzuge hob sich ihre Brust — eine Welt der wonnigsten Verheißungen lag in ihrem Blick.

„Mein Freund!" sagte sie leise. „Mein einziger Freund! Vergib mir, was ich gegen Dich gefehlt!"

Da stürzte er ihr zu Füßen und verbarg unter Lachen und Weinen sein Gesicht in den Falten ihres Kleides.

Zehntes Kapitel.

Fürst Wenzel Hohenstein fand, als er am Vormittag nach jenem für ihn so wenig erfreulichen Prozeßtermin in seine prachtvoll ausgestattete Wohnung in Potsdam zurückkehrte, unter mehreren eingelaufenen Postsachen einen Brief, dessen Aufschrift besonders deshalb auffiel, weil sie offenbar von verstellter Hand herrührte. Er erbrach den Brief darum vor den anderen und seine ohnedies nicht sehr heitere Miene verdüsterte sich noch mehr, als er den Inhalt überflogen.

„Steht es so?" murmelte er vor sich hin. „Wahrhaftig, dann ist es Zeit, ein Ende damit zu machen!"

Ohne das im Speisezimmer harrende Frühstück anzurühren und das Aufsatteln des zu einem Spazierritt bestellten Pferdes abzuwarten, verließ er das Haus und begab sich zu Fuß nach dem Berliner Bahnhof. Bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs mit der Hauptstadt brauchte er nicht lange auf den Abgang eines Zuges zu warten; aber obwohl es ein Schnellzug

war, schien ihm die Fahrt doch unerträglich lang zu werden. Zweimal zündete er sich eine Cigarette an und warf sie schon nach den ersten Zügen wieder zum Fenster hinaus; dann zog er den Brief, der offenbar die letzte Ursache seiner Aufregung und Verstimmung war, aus der Tasche und versuchte, den wahren Charakter der verstellten Schriftzüge zu enträthseln. Das kurze Schreiben war unterzeichnet „Ein Freund"; der Husarenlieutenant aber hatte alsbald erkannt, daß es nur von einer Dame herrühren könne, und die ganze Fassung des annonymen Briefes mußte ihn lediglich in dieser Annahme bestärken.

In kurzen, aber mit feinster Berechnung gewählten, vieldeutigen Worten wurde ihm darin mitgetheilt, daß seine Verlobte sich schon seit vier oder fünf Tagen heimlich in Berlin aufhalte, daß sie nicht bei einer ihr befreundeten Familie, sondern in der Pension der Frau von Bülow Wohnung genommen habe, und daß ihr der Rechtsanwalt Mohrungen dort schon am Tage nach ihrer Ankunft einen langen Besuch gemacht habe.

Doch wie sich Wenzel auch über die Person der muthmaßlichen Absenderin dieses Briefes den Kopf zerbrach, er vermochte doch auf keine Vermuthung zu kommen, die ihm selber einigermaßen glaubhaft er=

schienen wäre, und gab endlich alles weitere Grübeln als zwecklos auf.

„Wir werden ja sehen, ob sie die Wahrheit berichtet hat," sagte er bei sich selbst. „Alles Andere kann mir schließlich ganz gleichgiltig sein."

In einer Droschke fuhr er vom Potsdamer Bahnhof nach der bezeichneten Pension, und der Kutscher trieb auf sein Geheiß das Pferd zur schnellsten Gangart an. Unterwegs kam dem Fürsten der Gedanke, daß Hertha sich möglicherweise vor ihm verleugnen lassen würde, und daß er darum vielleicht gut thäte, sich unter einem anderen Namen melden zu lassen; aber er gab die Absicht solchen Versteckspiels doch gleich wieder als etwas Unwürdiges auf und überreichte dem Portier, der seine Frage nach der Anwesenheit der Komtesse Hertha Hohenstein bejaht hatte, seine Visitenkarte.

Gleich darauf führte man ihn in das Sprechzimmer, und in vollkommen ruhiger Haltung, mit einem kaum merklichen Anflug von Befangenheit auf dem holden Gesicht, trat ihm seine Braut entgegen.

„Guten Morgen, Wenzel! Du hast also doch von meinem Hiersein Kenntniß erhalten?"

„Ja, ganz zufällig! Es sollte mir leid thun, wenn ich Dir damit irgend eine beabsichtigte Ueberraschung

verdorben hätte. Gewiß würde ich die Gründe, welche Du für eine solche hattest, stillschweigend respektirt haben, wenn ich im Stande gewesen wäre, sie zu errathen."

Seine Worte wie der Ton, in dem sie gesprochen wurden, waren von ausgesuchter Artigkeit; der Vorwurf aber, welcher in der letzten Wendung lag, konnte Hertha trotzdem nicht entgehen.

„Ich hatte allerdings eine Veranlassung, Dir meine Reise nach Berlin zunächst zu verschweigen," erwiderte sie. „Aber ich würde noch heute an Dich geschrieben und Dich um Deinen Besuch gebeten haben."

„In der That?" fragte er mit leisem Zweifel. „Jene Veranlassung ist also inzwischen hinfällig geworden?"

„In einem gewissen Sinne – ja! Du hast Deinen Prozeß gegen die Gräfin Raffaella verloren?"

Fürst Wenzel runzelte die Stirn und wirbelte mit der rechten Hand seinen langen blonden Schnurrbart auf. „In der ersten Instanz — das will nicht viel bedeuten. Dieser Rocholl ist ein Dummkopf, und ich habe bereits mit einem anderen Anwalt gesprochen, der ihm bei der Weiterführung der Sache mit seinem Scharfsinn zu Hilfe kommen wird."

„Du bist also fest entschlossen, Berufung einzulegen?“

„Selbstverständlich! Ich müßte ja ein Narr sein, wenn ich mich bei einem so verrückten Erkenntniß beruhigen wollte. Aber Du bist doch wohl nicht um dieses Prozesses willen nach Berlin gekommen?“

„Nur deshalb! Ich sah die Entscheidung voraus und wünschte in Deiner Nähe zu sein, sobald sie ergangen war, weil sich das, was ich Dir sagen möchte, in einem Briefe wohl kaum hätte aussprechen lassen.“

„Mich also suchtest Du, und trotzdem hieltest Du Deine Ankunft vor mir geheim? Das ist ein Widerspruch, Hertha, für dessen Lösung mein einfacher Menschenverstand nicht ausreicht.“

„Gestatte mir, Dir die Erklärung dafür später zu geben. Jetzt ist es vor Allem eine große und herzliche Bitte, welche ich an Dich zu richten habe.“

„Eine Bitte? Du weißt, daß Du über mich verfügen darfst.“

„Verzichte auf die Weiterführung dieses Prozesses! Gieb Dich mit dem Erkenntniß der ersten Instanz zufrieden und setze den Sohn des armen Adelhard in seine ererbten Rechte ein.“

Fürst Wenzel Hohenstein lächelte zu Hertha’s

Bitte wie Jemand, der sich eine kleine Fopperei gutmüthig gefallen läßt.

„Ein ganz unbedeutendes Verlangen — in der That! Und was kann Dich bestimmen, gerade dies von mir zu fordern?“

„Mein Rechtsgefühl, Wenzel, mein tiefes inneres Widerstreben gegen einen Streit, der schließlich keinem von beiden Theilen Ehre macht, und der gewiß nicht darnach angethan ist, das Ansehen unseres Namens zu erhöhen.“

„Der Wahlspruch, den die Hohenstein seit Jahrhunderten im Wappen führen, lautet: „Ich weich' nit vom Recht!“ — Und als ein echter Hohenstein werde auch ich gerade um des Ansehens willen, das ich unserem Namen erhalten möchte, nicht von meinem Rechte weichen. Aber es ist Dir ja auch gar nicht Ernst damit gewesen, mir ein solches Ansinnen zu stellen. Du wolltest eine kleine Probe auf meine Standhaftigkeit und auf mein Vertrauen in den Erfolg unserer Sache machen — nicht wahr? Ich habe die Probe bestanden, und nun wollen wir, wenn es Dir genehm ist, nicht weiter von diesen ärgerlichen Dingen reden.“

„Nein, Wenzel, wir wollen doch davon sprechen, wir müssen es, denn es ist wahrlich nicht meine Absicht gewesen, diese ernste Angelegenheit zum Gegen-

stand eines unwürdigen Scherzes zu machen. Es ist mein heiligster Ernst um das, was ich von Dir begehrte, und ich rechne darauf, daß Du diese meine erste Bitte nicht mit einem spöttischen Wort abfertigen wirst."

„Aber was sollte ich Dir denn sonst darauf antworten? Es ist doch ganz undenkbar, daß Du auf die Erfüllung einer solchen Bitte rechnen kannst. Nur ein Wahnsinniger könnte sie gewähren."

„Und wenn man Dir die Möglichkeit zu einem ehrenvollen Rückzug offen hielte? Wenn Raffaella sich etwa bereit finden ließe, aus Deinen Händen als ein großmüthiges Geschenk für ihren unmündigen Sohn entgegenzunehmen, was Du Dir durch trotzige Forderung nicht abzwingen lassen wolltest? Wenn Du in der Achtung der Welt nicht verlieren, sondern nur gewinnen könntest durch Deinen hochherzigen Entschluß, würdest Du denselben auch dann noch für einen Ausfluß des Wahnsinns halten?"

„Aber ohne allen Zweifel, meine liebe Hertha! Man mag über mich denken, wie man will; nur für einen Narren oder für einen Hasenfuß, der sich durch ein paar Federfuchser imponiren läßt, soll man mich nicht halten."

Mehr und mehr legte sich ein Ausdruck muthloser Traurigkeit auf Hertha's Gesicht. „Was könnte

Dich das Urtheil der Leute kümmern, wenn Dein eigenes Gewissen Dich freispräche von dem Vorwurf der Feigheit. Kannst Du denn den Gedanken ertragen, daß es vielleicht in Wahrheit das Besitzthum eines Anderen ist, dessen Du Dich erfreust, daß Du Dein Wohlleben mit dem Gelde einer beraubten Waise bestreitest?"

„Hertha!"

Er brauste nicht auf; aber er kniff die Lippen zusammen, der kalte Blick seiner scharfen grauen Augen hatte einen finsteren Ausdruck, und es war etwas Drohendes in dem Klang ihres halblaut ausgesprochenen Namens.

Sie nahm alle diese Vorboten eines heraufziehenden Gewitters wahr; aber sie ließ sich dadurch nicht erschrecken.

„Warum sollte ich meine Meinung nicht offen vor Dir aussprechen?" sagte sie ruhig. „Es mag ja sein, daß Dir im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Deiner Sache eine solche Empfindung niemals gekommen ist; mich aber verfolgt sie bei Tage und bei Nacht, ich kann ihrer nicht ledig werden, sie verbittert mir jede Stunde meines Lebens. Und ich muß mich von der quälenden Furcht, die Mitschuldige

an einem Unrecht zu sein, endlich freimachen um jeden Preis."

„Es thut mir leid, liebe Hertha," erwiderte er kalt, „daß ich Dir bei dieser Befreiung nicht weiter behilflich sein kann. Man opfert nicht leichtfertig Rang und Vermögen für die thörichte Laune einer Frau."

Da richtete sie sich hoch auf und sah ihm ohne jede Regung der Furcht fest in's Gesicht.

„Nur eine thörichte Laune also ist Dir, was ich mit aller Inbrunst des Herzens von Dir erflehe? Du schätzest einen überflüssigen Reichthum und einen leeren Titel höher als die Ruhe meines Herzens?"

„Gestatte mir, in aller Bescheidenheit zu bemerken, daß jedem vernünftigen Menschen ein Reichthum niemals als überflüssig, und ein Fürstenrang niemals als ein leerer Titel erscheint. Was aber den Frieden Deines Herzens anbetrifft, so wird sich derselbe ohne Zweifel alsbald wieder einstellen, wenn Du erst als mein Weib auf dem fröhlichen, rauschenden Strom des Lebensgenusses dahintreibst, statt in der grillenzüchtenden Einsamkeit von Schloß Hohenstein sentimentalen Einbildungen nachzuhängen. Glaube mir, meine liebe Hertha: es wird mich Niemand eines Un-

rechts an diesem Komödiantenkinde zeihen — und ich möchte es auch Niemandem gerathen haben!"

„Und wenn kein Anderer es zu thun wagte, so würde ich es thun, gleichviel, ob ein Gerichtshof Deinen Raub gut geheißen hätte! Denn es ist ein Raub, das habe ich von allem Anbeginn gefühlt, und das ist mir jetzt zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Ich habe nicht die Macht, Dich zu seiner Herausgabe zu zwingen; aber ich will auch keinen Theil haben an diesem Verbrechen."

„Was heißt das, Hertha? Wie soll ich diese Beleidigungen aufnehmen, und wie habe ich die Drohung in Deinen Worten zu verstehen?"

„Es ist keine Drohung, Wenzel, sondern eine einfache Erklärung, wie sie mir durch die Umstände abgezwungen wird. Du hast die Wahl zwischen mir und dem Erbtheil des Grafen Lothar. Dein Herz und Dein Ehrgefühl werden Dir vorschreiben, wie Du Dich zu entscheiden hast."

„Und eine solche Alternative soll ich ernsthaft nehmen? Du verlangst wahrhaftig eine Antwort auf diese geradezu unerhörte Zumuthung?"

„Ich werde meine Handlungen darnach einzurichten wissen, wenn sie nicht erfolgen sollte."

„Ach, das ist ja Narrheit! Du wirst zur Be-

sinnung kommen, wenn Du ein paar Stunden lang Dir selbst überlassen bleibst, oder wenn ich Dich dem verderblichen Einfluß Derjenigen entziehe, die Dir diese verrückten Dinge in den Kopf gesetzt haben."

„Ich habe mein letztes Wort in dieser Angelegenheit gesprochen und erwarte Deine Erklärung."

Es war etwas Gebietendes, wie es ihm nie zuvor entgegengetreten, in ihrer Haltung wie in dem Ausdruck ihres Gesichts. Die spöttische Erwiderung, die ihm auch diesmal auf den Lippen geschwebt hatte, blieb unausgesprochen, als sein Blick dem ihrigen begegnete, und er sagte statt dessen mit gemessener Kälte:

„Wenn Du es denn so verlangst, mag es immerhin ausgesprochen sein: ich werde meine gerechten Ansprüche niemals freiwillig aufgeben — niemals, selbst nicht um den Preis Deiner Hand! Und das ist in dieser Angelegenheit auch mein letztes Wort! Aber es wird mir erlaubt sein, den Ausdruck der Ueberzeugung hinzuzufügen, daß Du in Wahrheit niemals etwas wie Liebe für mich empfunden haben kannst, wenn Du fähig warst, mir nachträglich eine solche Bedingung zu stellen. Du hast mich betrogen, als Du mich glauben machtest, daß mir Dein Herz gehöre."

„Wann hätte ich das jemals gethan?" fragte sie voll edlen Stolzes zurück. „Ich war bereit, Dein

Weib zu werden, weil meines Vaters Wille es in der letzten Stunde seines Lebens so bestimmt hatte, und weil ich Achtung und Freundschaft für Dich zu fühlen meinte — nicht aber, weil ich Dich liebte! Kannst Du Dich etwa darauf berufen, daß ich Dir je von meiner Liebe gesprochen?"

„Fürwahr, eine sehr interessante Enthüllung! Als ein beklagenswerthes Opfer kindlichen Gehorsams also wolltest Du Dich mir zu eigen geben, und ich würde eine duldende Märtyrerin an meine Brust gedrückt haben, während ich ein liebendes Weib zu umarmen glaubte! Oder solltest Du vielleicht erst vor Kurzem zu dieser Erkenntniß Deines eigenen Herzens gekommen sein? Sollte sich Dir die Größe und Erhabenheit Deines Opfers nicht vielleicht erst in derselben Stunde offenbart haben, da dieser Rechtsanwalt Mohrungen Dir seine lehrreichen Vorträge über Recht und Unrecht hielt?"

Während Hertha bisher seinen heftigen wie seinen spöttischen Worten stets dieselbe vornehme Ruhe entgegengesetzt hatte, lohte nun plötzlich eine dunkle Gluth in ihren Wangen auf, und sie senkte die Lider vor dem Blick seiner durchdringenden grauen Augen.

„Nun, warum antwortest Du mir denn nicht?" fragte er. „Du hattest doch bis zu diesem Augenblick

so viele schlagfertige und vernichtende Erwiderungen für mich in Bereitschaft. Warum beeilst Du Dich nicht, mich auch diesmal mit einem hochmüthigen Wort zurückzuweisen? Ich werde gern erbötig sein, Dir den ungerechten Argwohn abzubitten, wenn Du mir versichern kannst, daß dieser Herr Rechtsanwalt in Deinen Augen nichts Anderes ist als in den meinigen — nämlich ein aufdringlicher, widerwärtiger Plebejer."

Hertha machte eine rasche, ungestüme Bewegung; aber sie konnte das Wort nicht mehr aussprechen, das sich ihr auf die Lippen drängte; denn es wurde an die Thür geklopft und das eintretende Mädchen meldete: „Herr Doktor Mohrungen wünscht die gnädigste Komtesse zu sprechen."

„Die Komtesse läßt den Herrn Doktor bitten!" sagte Wenzel scharf und bestimmt, noch ehe Hertha zu antworten vermochte, und da das Mädchen fragend zu ihr hinübersah, bedeutete sie dasselbe durch einen Wink mit den Augen, der erhaltenen Weisung zu gehorchen.

Aber als sie dann wieder allein waren, mahnte sie den Fürsten — mit gedämpfter Stimme zwar, doch darum mit nicht geringerer Entschiedenheit: „Der Besuch des Herrn gilt mir! — Ich hoffe, Du wirst das nicht vergessen."

Er antwortete ihr nicht, sondern blieb, die zu-

sammengelegten Hände auf das Gefäß seines Säbels stützend, regungslos mitten im Zimmer stehen, das Gesicht der Thür zugewendet, durch die sein Nebenbuhler eintreten mußte. Eine Minute später blickten die beiden Männer einander in die Augen, und es bedurfte keines Wortes, um Jeden von ihnen zu überzeugen, daß er einen unversöhnlichen Feind vor sich habe.

Hermann Mohrungen verbeugte sich tief vor der Komtesse und begrüßte dann den Fürsten durch ein leichtes Neigen des Hauptes. Hertha schien einen Augenblick zu zaudern; dann aber ging sie in sicherer Haltung auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Ich hatte sie schon gestern erwartet, Herr Doktor," sagte sie, „aber ich bin Ihnen darum heute nicht weniger dankbar für Ihr Erscheinen."

„Eine förmliche Verabredung also!" fiel Wenzel mit beleidigend spöttischem Ausdruck ein. „Mir scheint, daß die Herrschaften meine Anwesenheit bei ihrer Unterhaltung ohne Betrübniß entbehren werden. Aber ich möchte, ehe ich mich empfehle, noch eine Anfrage an den Herrn Rechtsanwalt richten."

Mohrungen, der sehr blaß, doch vollkommen ruhig aussah, wandte sich ihm zu. „Ich bin zu Ihren Diensten, Herr Graf!" sagte er, und sein Ton war bei aller Höflichkeit der entschlossene Ton eines

Mannes, der keinen Zweifel darüber aufkommen lassen will, daß er nicht gesonnen sei, irgend eine Beleidigung zu dulden.

Der Husarenlieutenant preßte die Zähne zusammen. Daß Mohrungen ihm den Fürstentitel vorenthielt, war nach dem Standpunkt, welchen der Rechtsanwalt einnehmen mußte, nur natürlich, aber es berührte ihn wie eine dreiste Herausforderung zum Kampf.

„Ich möchte Sie fragen, Herr Doktor, ob es wahr ist, daß Ihr Honorar in dem Prozesse, welchen Sie da gegen mich führen, in der Hand der Gräfin Raffaella bestehen soll. Man erzählt sich darüber allerlei pikante Geschichten, und angesichts der großartigen Offenherzigkeit, welche wir Ihnen gegenüber an den Tag gelegt haben, sollte es Ihnen, wie ich meine, nur als eine Anstandspflicht erscheinen, dieselbe auf gleiche Art zu erwidern."

Jedes seiner Worte trug in Klang uud Ausdruck ganz unzweideutig die Absicht einer Beleidigung zur Schau, und eine Beleidigung war auch das hochmüthig spöttische Lächeln, mit welchem er seine Rede begleitete.

In Mohrungen's Gesicht aber veränderte sich keine Linie. Nur ein Mann, der seiner selbst voll-

kommen sicher war, konnte mit soviel äußerer Gelassenheit erwidern:

„Sie mußten wissen, Herr Graf, daß Sie auf solche Frage eine Antwort nicht zu erwarten hätten. Und sie war wohl auch nicht um der Antwort willen gestellt.“

„Warum denn nicht? Ihre persönlichen Angelegenheiten interessiren mich allerdings, wie Sie sich denken können, nicht im Geringsten; aber man würde den bewundernswerthen Eifer, welchen Sie in dieser Sache an den Tag gelegt haben, viel eher begreifen, wenn man eine Bestätigung dafür hätte, daß Sie gewissermaßen die eigene verfechten.“

„Nach einer derartigen Aeußerung, Herr Graf, sind wir — an dieser Stelle wenigstens — mit unserer Unterhaltung zu Ende.“

„An dieser Stelle? Was wollen Sie damit sagen? Für eine andere — ich meine für diejenige, an welcher Kavaliere ihre Differenzen auszutragen pflegen — würden Sie doch wohl schwerlich zu haben sein.“

„Es käme auf den Versuch an. Sie werden jedenfalls leicht erfahren können, wo ich zu angemessener Zeit zu finden bin.“

Der Husarenlieutenant lächelte noch malitiöser als

zuvor und drehte an seinem Schnurrbart. „Ich will mir's überlegen. Vielleicht mache ich mir das Vergnügen. Es wäre doch 'mal etwas Anderes! Aber ich will nicht länger stören. Meine Empfehlung, gnädigste Cousine — und — auf Wiedersehen!"

Er drehte sich kurz auf dem Absatz um und ging mit klirrenden Schritten aus dem Zimmer. Die Zurückgebliebenen hörten, wie sich das Klappern seines aufschlagenden Säbels draußen langsam entfernte.

„Mein Gott, was war das?" fragte Hertha, das peinliche Schweigen zuerst unterbrechend. „Es klang ja fast wie eine Herausforderung. Ist es möglich, daß es so gemeint war, Herr Doktor?"

„Ich bedaure tief, Komtesse, daß Sie zur Zeugin einer so unerquicklichen Scene werden mußten. Hätte ich geahnt, daß ich zu einer so ungelegenen Stunde käme —"

„Nein, nein, Sie sind nicht ungelegen gekommen, wenigstens nicht für mich! Aber es scheint, daß ich ein unabsehbares Unheil angerichtet habe mit meiner Absicht, Frieden zu stiften. Sie werden aus dem Benehmen meines — meines Vetters errathen haben, daß auf seine Nachgiebigkeit nicht zu rechnen ist. Ich habe

mich in meinen Voranssetzungen betrogen, und ich wüßte wahrlich nicht, mit welcher Miene ich jetzt vor Raffaella hintreten sollte."

„Sie werden in diese Nothwendigkeit kaum versetzt werden, Komtesse! Ich kam, um Ihnen mitzutheilen, daß auch meine Bemühungen fruchtlos geblieben seien. Die Gräfin Hohenstein ist nicht minder unversöhnlich als ihr Gegner."

„Sie hat sich also trotz Ihrer Fürsprache geweigert, mich zu empfangen? Ja, sie haßt doch nicht etwa auch mich?"

„Ich wünschte, daß ich Ihnen darauf mit Nein antworten könnte, aber ich kann es nicht."

„O, wie ungerecht das ist! Und wie weh es mir thut! Ich werde ja leider von nun an nicht mehr den den allergeringsten Einfluß auf den Fortgang dieses traurigen Streites haben; aber ich möchte doch, daß Sie Raffaella sagten —"

„Verzeihung, Komtesse, aber ich werde nicht mehr in die Lage kommen, der Gräfin Hohenstein irgend etwas zu sagen. Ich habe mit dem gestrigen Tage aufgehört, ihr Sachwalter zu sein."

„Wie? Sie wollen sie nicht länger vertreten, auch wenn dieser Prozeß weiter geführt wird?“

„Nein!“

„Aber sind Sie denn nicht ihr Freund?“

„Ich war nie etwas Anderes, als der Anwalt ihres unmündigen Sohnes.“

„Vielleicht war es nur ein Zufall, daß ihr kummervolles Gesicht sich gerade in diesem Augenblick ein wenig aufzuhellen begann, vielleicht aber hatte seine letzte Erklärung dennoch einen gewissen Antheil daran gehabt; denn etwas wie Erleichterung und geheime Freude klang für ein scharfes Ohr auch aus ihrer zaghaften Frage: „Ich brauche also nicht zu fürchten, daß ich durch mein ungeschicktes Beginnen wider Willen dazu beigetragen habe, sie ihr zu entfremden?“

„Gewiß nicht, Komtesse! Die Gräfin selbst war es, die meinen lange gehegten Wunsch gestern zur Reife gebracht hat. Ich durfte ihr meinen Auftrag mit gutem Gewissen zurückgeben; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß sie für die Vertheidigung ihrer Ansprüche meiner nicht mehr bedarf.“

„Aber der Wortwechsel, welchen Sie soeben mit

meinem Vetter hatten — ich bitte Sie von ganzem Herzen: sagen Sie mir aufrichtig, ob er irgend eine verhängnißvolle Folge haben kann."

Ich vermag Ihnen darauf nichts Anderes zu antworten, als daß ich für meine Person nichts thun werde, um den Konflikt zu verschärfen. Zu der Erfüllung dieses Versprechens aber gehört es auch wohl, daß ich den freundlichen Zufall, welcher mir das Glück dieser letzten Unterredung verschafft hat, nicht länger mißbrauche. Es würde sich sehr schlecht mit den Rücksichten, welche ich Ihnen schulde, und mit meiner aufrichtigen Verehrung für Sie vertragen, wenn ich durch mein Benehmen in irgend einem Menschen den Verdacht erweckte, daß ich die mir gezogenen Schranken auch nur für einen Augenblick außer Acht gelassen hätte. Die Mission, mit welcher Ihr Vertrauen mich beauftragte, ist endgültig gescheitert, und so bitte ich denn um die Erlaubniß, mich nun für immer von Ihnen zu verabschieden."

„Für immer!" wiederholte sie leise und mit offen kundgegebener Betrübniß. „Einen wie wehmüthigen Klang doch dies Wort unter allen Umständen hat! Aber Sie mögen Recht haben, und ich hätte Sie wohl niemals in eine Lage bringen sollen, deren peinliche

Zwiespältigkeit ich von vornherein hätte errathen müssen. Ich bin selbstsüchtig genug, einzusehen, daß die Wiederbegnung mit Ihnen für mich den einzigen freundlichen Lichtblick bei der Erinnerung an diese aufregenden und schmerzlichen Tage bilden wird. Nehmen Sie für jede Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, noch einmal meinen aufrichtigen Dank, und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen als Vergeltung dafür das Allerbeste für Ihre Zukunft wünsche! Leben Sie wohl!"

— — — — — — — — — — —

Als er das Haus verlassen hatte, wußte Hermann Mohrungen nur, daß er eine schlanke, aristokratische Hand zweimal oder öfter an seine Lippen geführt habe, und daß er auf dem Grunde zweier, herrlicher, blauer Augen einen verrätherischen feuchten Schimmer gesehen, wie von aufsteigenden, mühsam zurückgehaltenen Thränen. Gleich einem Träumenden ging er durch die Straßen, und gleich einem Träumenden saß er an seinem Arbeitstische, ohne Verständniß für den Inhalt der Schriftstücke, auf die er mit leeren Blicken hinstarrte, und ohne Theilnahme für Alles, was um her geschah.

Und doch hatte er gerade heute dem unfrucht=

baren Träumen für immer ein Ende bereiten, doch hatte er sich gerade heute gewaltsam und energisch befreien wollen von den lähmenden Fesseln dieser Leidenschaft, die ihn vollends zu ihrem Sklaven gemacht, seitdem er die so heiß Geliebte wiedergesehen!

Mit der Berufung auf ein Unwohlsein, das in der That keineswegs erdichtet war, brach er seine Sprechstunde heute früher ab, als sonst, und suchte auf einem Spaziergang Erfrischung für seine heiße Stirn und Sänftigung für seine erregten Nerven.

Als er aus seinem Hause trat, war es ihm, als ob sich in dem halbdunklen Flurwinkel etwas rege. Aber er war sehr wenig in der Stimmung, sich um Dinge zu kümmern, welche ihn nichts angingen.

Anfänglich wählte er nach alter Gewohnheit einige der belebteren Straßen für seinen Spaziergang; aber das Geräusch des unaufhörlich fluthenden Verkehrs that ihm ebenso weh als das grelle Licht der elektrischen Bogenlampen, die fast vor jedem Hause das Trottoir mit ihrer blendenden Helle übergossen. So suchte er bald stillere Seitengassen auf und schritt auf's Grathewohl weiter, ohne auf Richtung oder Ziel seines

Weges zu achten. Es versetzte ihn in Erstaunen, da er sich — zufällig aufblickend — in derselben Straße sah, die er einige Stunden früher mit so schwerem Herzen verlassen hatte. Kaum fünfzig Schritte vor ihm lag das Haus, in welchem sich das Pensionat der Frau v. Bülow befand, und es würde ihm wahrlich nicht schwer geworden sein, das Fenster des Sprechzimmers unter den übrigen herauszufinden. Aber er machte keinen Versuch dazu und bezwang sich geflissentlich, nicht in die Höhe zu blicken. Vielleicht sogar würde er umgekehrt sein, um nicht an dem Hause vorbei zu müssen, wenn er nicht hinter seinem Rücken den Schritt eines Menschen vernommen hätte, der schon seit geraumer Zeit auf seinen Fersen sein mußte, und dem er aus Furcht, einem neugierig zudringlichen Blick zu begegnen, sein Gesicht nicht zeigen mochte.

Rascher als zuvor ging er weiter, und rascher schien mit einem Male auch der Andere zu gehen, der ihm folgte. Mohrungen nahm diese eigenthümliche Erscheinung wahr; aber er widerstand auch jetzt der Versuchung, sich umzuwenden. Die stille, vornehme Straße war in diesem Augenblick ganz menschenleer, und der Rechtsanwalt wunderte sich, daß er plötzlich den Schritt hinter seinem Rücken nicht mehr hörte.

Unwillkürlich wandte er den Kopf; aber trotz seines persönlichen Muthes fühlte er einen lähmenden Schrecken, als er gerade in zwei tiefliegende, glühende, wahnwitzige Augen sah, die kaum um Armeslänge von seinem Gesicht entfernt waren. Auf den Fußspitzen mußte der Andere an ihn herangeschlichen sein, und dies war die Erklärung für das plötzliche Verstummen seiner Tritte.

Hermann Mohrungen machte eine Bewegung zur Seite, um den Menschen, dessen Gesichtszüge er bei der herrschenden Dunkelheit nicht erkennen konnte, in den Bereich seines rechten Armes zu bringen. Aber diese Sicherheitsmaßregel kam zu spät. Lautlos und blitzschnell hatte der Andere in demselben Moment die Hand erhoben. Mohrungen fühlte einen heftigen Schlag auf das Schulterblatt und etwas wie das Eindringen von etwas Kaltem, Schneidendem in seinen Körper. Er drehte sich vollends um und streckte die Arme aus, um den hinterlistigen Angreifer zu packen. Aber er griff nur in die leere Luft, und die Gestaltt des Attentäters, die er eben noch in scharfen, dunkeln Umrissen vor sich gesehen, verschwamm plötzlich vor seinen Augen. Er wollte um Hilfe rufen; aber etwas Warmes, Bewegliches, das ihm von unter her er=

stickend in die Kehle emporstieg, ließ schon den ersten Laut in einem gurgelnden Stöhnen untergehen.

Eine Sekunde später lag er bewußtlos auf dem Straßenpflaster, das sich um ihn her von seinem Blute zu färben begann.

Elftes Kapitel.

Von der furchtbarsten Migräne gepeinigt, lag Raffaella auf dem Ruhebett in ihrem verdunkelten Boudoir. Auf die übermäßige, nervöse Erregung des gestrigen Tages war eine desto tiefere Abspannung gefolgt, und ihr schmerzender Kopf war kaum im Stande, eie klare Vorstellung festzuhalten von dem, was sich vierundzwanzig Stunden früher hier ereignet hatte. Sie wußte nur, daß ihr der Mann, den sie liebte, für immer verloren war, und daß sie in dem ersten Auflodern eines rasenden eifersüchtigen Schmerzes unsinnige, fürchterliche Worte gesprochen hatte zu jenem Anderen, für den sie in Wahrheit seit Langem nichts mehr empfand, als eine mit Furcht und Widerwillen gemischte Verachtung. Sie schämte sich im innersten Herzen dieser unwürdigen Scene mit dem halb wahnsinnigen Schauspieler, und sie war — in dieser Stunde tiefster seliger Ermüdung wenigstens — fest entschlossen, sich nie mehr durch seinen Anblick daran erinnern zu

lassen. In Wahrheit war Paul Wismar bereits abgewiesen worden, als er um die Mittagsstunde des heutigen Tages seinen Besuch hatte wiederholen wollen; aber Raffaella fühlte sich zu krank, um schon jetzt den Brief zu schreiben, in welchem sie alle die Verheißungen zurücknehmen wollte, die sie ihm gestern gemacht.

Eben hatte sich unter dem Einfluß einiger schmerzstillenden Medikamente zum ersten Male ein leichter, erquickender Schlummer auf ihre heißen Lider gesenkt, als der hastige Eintritt der Kinderwärterin sie jäh aus dem wohlthätigen Halbschlummer emporfahren ließ.

„Was wollen Sie?“ rief sie zornig. „Wie können Sie sich einfallen lassen, mich jetzt zu stören?“

„Ach, gnädige Frau Gräfin,“ brachte die Frau in sichtlicher Herzensangst hervor, „ich hättte das ja auch gewiß nicht gewagt, wenn ich nicht in so großer Sorge wäre um unseren kleinen Grafen. Ich glaube, es geht ihm gar nicht gut.“

Wie von einer Feder aufgeschnellt, sprang Raffaella von dem Ruhebett.

„Was sagen Sie? Lothar ist krank?“

„Ich fürchte — ja, Frau Gräfin! Er weint fort-

während und macht ein so sonderbares Gesicht, fast wie neulich, als er bei seinem ersten Zahn die schlimmen Krämpfe hätte. Ich habe schon vorhin auf eigene Hand nach dem Herrn Doktor geschickt; aber er ist noch nicht da, und ich meinte, daß ich es der gnädigen Frau Gräfin nun doch wohl nicht länger verschweigen dürfe."

Sie hatte ihrer Herrin diese Mittheilungen schon auf dem Wege nach dem Kinderzimmer gemacht, denn Raffaella hatte trotz ihrer mit vermehrter Heftigkeit zurückkehrenden Schmerzen keinen Augenblick gezögert, zu ihrem Kinde zu eilen.

„Lothar, mein Liebling — mein Leben — mein Kleinod! O, nicht wahr, Du wirst nicht krank werden — nicht jetzt — nicht jetzt —"

Mit diesen halb erstickten Worten und mit hundert leidenschaftlich-zärtlichen Liebkosungen hatte sie sich gleich nach ihrem Eintritt neben dem Bettchen des Kleinen in die Knie geworfen, denn ein einziger Blick hatte ihrem von der Angst geschärften Mutterauge offenbart, daß eine Gefahr über dem Haupte dieses armen, schwachen, von Geburt an kränklichen Wesens schwebte.

Die Vorbeugungsmittel, welche der Arzt für einen solchen Fall verordnet hatte, waren bei dem Kinde bereits angewendet worden; für die angstverzehrte Mutter war keine von jenen kleinen Handreichungen mehr übrig geblieben, die immer etwas Beruhigendes und Ermuthigendes in sich tragen, weil sie in dem, der sie verrichtet, die halb unbewußte Empfindung erzeugen, daß er im Begriff sei, Hilfe zu bringen.

Alles, was von der Dienerschaft für die Wartung des Kleinen entbehrlich war, wurde nach Aerzten ausgeschickt, und in ihrer namenlosen Herzensangst, in dem Bedürfniß, irgend ein mitfühlendes, theilnehmendes Wesen in der Nähe zu wissen, sandte Raffaella sogar nach ihrem Vater, dem sie sich seit ihrer Verheirathung fast völlig entfremdet hatte.

Der Marchese fand sich denn auch pflichtschuldigst auf der Stelle ein; aber er machte an dem Krankenbett seines Enkelchens ein so rathloses Gesicht und versuchte die verzweifelte Mutter mit einigen so schwungvoll poetischen Phrasen zu trösten, daß Raffaella ihn zornig bat, sich einstweilen in eines der anderen Gemächer zu begeben und dort den Verlauf des Anfalls abzuwarten.

Endlich, nach einer Zeit des Wartens, von der jede Minute dem unglücklichen Weibe zu einer qualvollen Ewigkeit geworden war, kamen rasch nacheinander mehrere Aerzte. Sie machten ernste Gesichter, sobald sie nur einen Blick auf das Kind geworfen hatten. Dann zogen sie sich in ein Nebenzimmer zurück und hielten kurze Berathung miteinander. Was sie als Ergebniß derselben der Gräfin mittheilten, war im Grunde nichts Anderes als eine schonende Vorbereitung auf die unvermeidlich scheinende Katastrophe; doch Raffaella klammerte sich nur an den Strohhalm von Hoffnung, den man ihr aus Mitleid noch reichen zu müssen glaubte, und sie wurde nicht müde, ihrem sterbenden Kinde unter Küssen und Thränen zuzuflüstern, daß es nicht von ihr gehen, daß es ihr nicht die Grausamkeit anthun dürfe, sie zu verlassen. —

Während aber hinten in dem Kinderstübchen ein zartes junges Menschendasein jenen schweren Kampf kämpfte, den keine Opferwilligkeit ihm zu ersparen, keine Mutterliebe ihm zu erleichtern vermochte, führte vorn in dem üppigen Empfangssalon der Marchese Inigo d'Avolos del Vasto eine gar seltsame Unterhaltung mit dem Besucher, den er — wahrlich mehr zu seinem Schrecken als zu seiner Freude — beim Eintritt

dort bereits vorgefunden hatte. Hinter dem seidenen Fenstervorhang war er hervorgetreten, als er das Geräusch einer geöffneten Thür vernommen hatte, und das gedämpfte Licht der hohen Säulenlampe, neben welcher er nun stand, war auf ein fahles, abgezehrtes Gesicht mit tiefen, unheimlich glühenden Augen gefallen.

Der Marchese wich betroffen um einen Schritt zurück, und seine Augen maßen unwillkürlich die Entfernung bis zur Thür. Aber er sah, daß der Andere diesmal völlig unbewaffnet war, und darum legte er einen ungleich größeren Muth an den Tag, als bei jener verhängnißvollen Unterbrechung, welche einst die Hochzeitsfeier seiner Tochter erfahren.

„Welch' eine Ueberraschung, mein lieber Herr Wismar!" sagte er sehr herzlich. „Ich bin wahrhaftig sehr erfreut, Sie hier zu sehen! Sie haben sich also ganz ausgesöhnt mit meine arme Tochter?"

„Ganz ausgesöhnt — ja!" bestätigte der Andere mit heiserer, völlig klangloser Stimme. „Aber ich muß sie sprechen — gleich jetzt sprechen! Möchten Sie nicht die Güte haben, ihr das zu sagen, Herr Marchese?"

„O gewiß — gewiß! Das heißt, ich thäte es mit dem meisten Vergnügen, wenn sie nicht gerade

auch mich hätte hinausgeschickt aus der Krankenstube. Denn Sie werden gehört haben, mein lieber Herr Wismar, daß der arme, kleine Bambino ist sehr krank."

Der Schauspieler strich sich das wirre Haar aus der Stirn und starrte eine Weile, wie geistesabwesend vor sich hin, ehe er antwortete: „Ja, ich habe es gehört. Aber was thut das? Ein Kind dieses Grafen — was ist an ihm gelegen? Erst wenn es auch todt ist, wird Raffaella frei sein, ganz frei — und unser Glück wird seinen Anfang nehmen — unser heiß ersehntes köstliches Glück."

Der Marchese zog sich ganz langsam in der Richtung gegen die Thür hin zurück. „Allerdings," sagte er, es wäre, gewissermaßen ein — ein Hinderniß — dies kleine Kindchen! Aber da Raffaella jetzt nun doch einmal ist in Anspruch genommen von es, so — so dürfte ich Ihnen vielleicht proponiren, mein lieber Herr Wismar, daß Sie wiederkommen ein — ein anderes Mal."

Er war im Grunde des Herzens nicht wenig erstaunt über seine eigene Tapferkeit, und sein Selbstbewußtsein stieg noch um ein Bedeutendes, als er sah,

daß der Andere seinen Vorschlag scheinbar ganz gelassen aufnahm.

„Nein, ich kann nicht wiederkommen!“ erwiderte er nur kurz und hart. „Ich werde also warten.“

Dies gemeinschaftliche Warten aber war allerdings sehr wenig erheiternd für den bedauernswerthen Marchese; denn all' seine verzweifelten Versuche, ein unbefangenes Gespräch mit dem ehemaligen Hausfreund anzuknüpfen, schlugen vollständig fehl. Wenn er überhaupt eine Antwort auf seine freundlichen Bemerkungen erhielt, so stand sie entweder in gar keinem Zusammenhange mit der Aeußerung, durch die sie hervorgerufen worden war, oder sie wurde in einem so düsteren, drohenden Tone gegeben, daß dem Dichter mit dem gewaltigen Schnurrbart das Herz bis zum Halse klopfte, und er mit wahrer Inbrunst das Ende dieses unerwünschten Zusammenseins ersehnte.

Da plötzlich schlug ein Laut an ihr Ohr, der sie Beide gleichzeitig hoch aufhorchen ließ. Es war ein Aufschrei aus weiblichem Munde — ein Schrei, wie sie ihn gleich schrill und herzschneidend nie zuvor von Menschenlippen vernommen hatten. Stumm sahen sie

einander an, und das rosige Antlitz des Marchese, das nicht einmal die Angst der letzten halben Stunde hatte entfärben können, war plötzlich blaß geworden.

Und dann kam draußen auf dem Gange etwas daher, etwas wie das Rauschen eines Frauenkleides und wie ein Stöhnen aus qualzerrissener Brust. Die Thür wurde aufgestoßen, und die Gräfin Raffaella Hohenstein — verzerrten Angesichts und mit wirr herabhängendem Haar — stand auf der Schwelle.

„Nun tröste mich, wenn Du kannst!" schrie sie mit gellenden Lauten dem halbohnmächtigen Marchese zu. „Nun ist mein Kind todt — todt — todt! Nun habe ich nichts mehr auf der ganzen Welt."

Sie hatte Wismar nicht sogleich gesehen, und etwas furchtbar Drohendes erschien auf ihrem Gesicht, als er nun auf sie zutrat. Aber er war nicht in der Verfassung, das zu bemerken.

„Ich — ich werde Dich trösten, Raffaella!" sagte er mit seiner heiseren Stimme. „Es ist ja gut, daß es gestorben ist — denn nun wird nichts mehr zwischen uns stehen — kein Gatte, kein Kind und kein Elender, der Dich beschimpft! Todt — Alle todt — so ist's

die einzig richtige Lösung. Nun werden wir miteinander fliehen, weit in die Welt hinaus, und die Todten mögen ihre Todten begraben."

Er stand jetzt gerade unter dem brennenden Kronleuchter, und wie er nun bei den letzten Worten seine Arme ausbreitete, da wurde deutlich eine Anzahl großer dunkler Flecken auf dem Brusteinsatz seines Oberhemdes sichtbar.

„Raffaella!" stieß er nach einem tiefen Aufathmen hervor. „Ich habe mein Versprechen gehalten, nun begehre ich meinen Lohn."

„Mörder!" schrie sie auf, und abermals mit noch schrillerem Klange: „Mörder! Packt ihn, — nehmt ihn gefangen! Er hat einen Menschen erschlagen!"

Sie taumelte und Inigo d'Avolos, der diese schreckliche Stunde für die letzte seines Lebens hielt, fing die Bewußtlose in seinen Armen auf. Ein paar Mädchen von der Dienerschaft eilten mit verstörten Gesichtern herbei, aber sie hatten nur das Schreien gehört und die einzelnen Worte nicht verstanden. Niemand dachte daran, den Mann mit dem fahlen Gesicht aufzuhalten, als er nach einem langen Blick

auf die ohnmächtige Gräfin mit einem seltsamen Lächeln das Zimmer und die Wohnung verließ.

Unten auf der Straße verschlang ihn alsbald das abendliche Gewühl der Millionenstadt. Niemand hätte sagen können, wohin er sich gewendet.

Zwölftes Kapitel.

In einem einfachen Pförtnerzimmer war Hermann Mohrungen aus langer schwerer Ohnmacht erwacht. Dahin hatte man den Schwerverletzten getragen, nachdem Vorübergehende ihn bewußtlos und aus einer tiefen Wunde blutend auf der Straße gefunden. Die rasch herzugerufenen Aerzte hatten den lebensgefährlichen Character dieser Wunde festgestellt und jeden Transport des Kranken für vorläufig unmöglich erklärt. So hatte ihm der Pförtner sein bestes Zimmer abgetreten und einer der Aerzte hatte eine Pflegerin gesandt.

Das Alles aber erfuhr Hermann Mohrungen erst am vierten Tage nach dem meuchlerischen Anfall, dessen Opfer er geworden. Bis dahin war er wohl hin und wieder auf kurze Zeit zur Besinnung gekommen; aber eine durch den starken Blutverlust bedingte Schwäche hatte ihn völlig stumm gemacht gegen alle

äußeren Eindrücke, und völlig theilnahmslos für Alles, was bisher geschehen war oder was noch weiter geschehen konnte. Auch an jenem vierten Tage hörte er die Stimme der Krankenpflegerin wie im Traum oder wie aus weiter, weiter Ferne und er behielt von diesem ersten bewußten Erwachen eigentlich keinen andern Eindruck, als die Erinnerung an einen Blumenstrauß, der auf dem Tische neben seinem Bette stand.

Und dieser Blumenstrauß war auch noch da, als er abermals aus langem, von fieberischen Phanthasien erfülltem Schlafe erwachte. Aber Mohrungen sah sogleich, daß es nicht mehr der nämliche sei, denn der alte hatte in seinen Träumen eine so große Rolle gespielt, daß er jedes Blatt und jede Blüthe davon hätte zeichnen können. Das Sprechen war ihm seiner verletzten Lunge wegen streng verboten worden, und so konnte er die Pflegerin nicht fragen, wem er die freundliche Spende zu danken habe. Aber er fragte darnach auch dann nicht, als ihm nach Verlauf von vierzehn Tage mit Rücksicht auf die überraschend fortschreitende Heilung gestattet wurde, sich seines Sprachvermögens mit vorsichtiger Beschränkung wieder zu bedienen. Er hatte ja im Verlauf dieser vierzehn Tage eine Entdeckung gemacht, die ihn nicht nur alles

Fragens überhob, sondern die auch viel zu köstlich war, als daß er ihren bestrickenden Zauber durch ein lautes Wort hätte zerstören mögen.

Einmal um die Mittagszeit, als eben die Sonne ihre breiten, goldigen Lichtstreifen durch das nur noch halb verhängte Fenster auf die weißen Dielen des Krankenzimmers warf, hatte er, aus leichtem Halbschlummer erwachend, ein leises Klopfen vernommen und gehört, wie die Pflegerin eine kurze, flüsternde Unterhaltung mit Jemand führte, der auf der anderen Seite der Thür stehen mußte.

„Ich glaube wohl, daß er schläft," hatte sie gesagt, „kommen Sie nur immerhin herein."

Da hatte er denn in einer sehr begreiflichen Anwandlung von Neugier die Lider wirklich so weit geschlossen, daß es den Anschein gewinnen konnte, als ob er schliefe; aber er hatte die Augen dabei doch noch zur Genüge offen gehalten, um Alles beobachten zu können, was in seiner Umgebung geschah.

Ganz leise war die Thür noch weiter geöffnet worden, ganz leise waren zwei zierliche Mädchenfüße über die Dielen bis an sein Bett gehuscht, und eine

schlanke, schmale Hand hatte die welkenden Blumen in dem Wasserglase gegen andere vertauscht. Erst hatte er nur diese Hand gesehen; denn er fühlte instinktiv, daß ein beobachtender Blick auf ihm ruhte, und er wollte die heuchlerische Rolle nicht verrathen, welche er da spielte. Dann aber hatte es ihm doch keine Ruhe gelassen, um ein ganz Geringes noch hatte er mit äußerster Vorsicht die Wimpern gehoben, und was ihm schon die feine, edle Hand verrathen hatte, das fand er nun zu seiner Wonne bestätigt; keine Andere als die Komtesse Hertha Hohenstein war es, welche einen blühenden, duftigen Gruß des vollen Lebens in sein einsames Krankenzimmer brachte. Mit eiserner Selbstbeherrschung hatte er sich nicht geregt und gerührt, um das holde Bild nicht zu verscheuchen, und die Entsagung, welche er damit geübt, hatte reichen Lohn gefunden, denn zweimal noch war es ihm gelungen, sie bei ihrem Liebeswerk auf die gleiche Art zu belauschen.

Dann freilich, als man ihm gestattete, das Bett zu verlassen, kam sie nicht mehr. Die frischen Blumen waren wohl noch an jedem Morgen da, aber Mohrungen wußte, daß sie jetzt von der Hand der Pflegerin an ihren Platz gestellt wurden. Wiederholt sprach er

jetzt den Wunsch aus, in seine eigene Wohnung zurückzukehren oder sich, wenn den Aerzten dies als nothwendig erscheine, in ein Krankenhaus zu begeben; aber die Pflegerin schüttelte jedesmal lächelnd den Kopf und meinte in ihrer sanft bestimmten Weise, daß daran noch nicht zu denken sei, daß er Niemand lästig falle und daß er nirgends besser aufgehoben sein könne, als gerade hier. Auch durfte er jetzt die Zeitungen lesen und Besuche empfangen.

Einer der Ersten, welcher von dieser Erlaubniß des behandelnden Arztes Gebrauch machte, war der Untersuchungsrichter Steinmann, ein Studienfreund Mohrungen's. Aber er kam, wie er im Verlauf der kurzen Unterhaltung zugestand, heute nicht allein als Freund, sondern auch in seiner amtlichen Eigenschaft.

„Freilich hat es mit der Untersuchung, die ich da zu führen habe, nicht mehr viel auf sich,“ meinte er. „Es ist nur noch eine Formsache, denn der Mensch, welcher Dir diesen tückischen Messerstich beibrachte, hat sich uns auf die wirksamste Art entzogen, indem er sich im Thiergarten durch zwei Schüsse in die Brust tödtlich verletzte. Man brachte den Menschen noch lebend in die Charité, und dort vermochte er noch anzugeben, daß er ein Schauspieler Namens Paul Wismar und

der Urheber des gegen den Rechtsanwalt Mohrungen verübten Mordanfalles sei. Als Motiv für seine That bezeichnete er persönliche Rache. Ein Verhör war bei seinem Zustande nicht mehr möglich, und so mußte die endgültige Bestattung der Angelegenheit in den Aktenschränken der Staatsanwaltschaft so lange verschoben werden, bist Du wieder vernehmungsfähig geworden bist. Da Du dasselbe Subjekt ja einmal vertheidigt hast, als es wegen versuchten Mordes vor den Geschworenen stand, und da deshalb gewisse, wenn auch noch so oberflächliche Beziehungen zwischen Euch unzweifelhaft vorhanden waren, so wird es mit dem Geständniß des Burschen wohl seine Richtigkeit haben — nicht wahr?"

„Ich muß es allerdings glauben," sagte Mohrungen bewegt. „Aber ich vermuthe, daß dieser Unglückliche ein Wahnsinniger war."

„Na, es ist ja sehr menschenfreundlich, daß Du seine That noch gewissermaßen zu entschuldigen suchst. Also nehmen wir das zu Protokoll und begraben wir die Sache, was besser ist, als wenn wir Dich hätten begraben müssen. — Weißt Du denn übrigens, einen wie überraschenden Ausgang Dein Prozeß gegen den Fürsten Hohenstein genommen hat? Er ist nun end=

giltig und in letzter Instanz entschieden, ohne daß Advokaten und Richter noch länger hätten ihren Witz anstrengen müssen. Aber Du hast ohne Zweifel bereits davon gehört."

„Kein Wort, Deine räthselhaften Andeutungen sind mir völlig unverständlich. Welches könnte diese letzte Instanz gewesen sein, die ohne Advokaten und Richter zu entscheiden vermochte?"

„Das Schicksal, alter Freund, ist jedenfalls der beste Richter, gegen dessen Spruch es keine Appellation mehr giebt. Am Tage nach dem von Dir erstrittenen obsiegenden Erkenntniß — vielleicht sogar zu derselben Stunde, da Du hier unter dem hinterlistigen Dolchstoß eines feigen Meuchelmörders zusammenbrachst, ist das kleine Söhnchen der Gräfin Raffaella Hohenstein plötzlich gestorben. Die arme Frau soll untröstlich gewesen sein, und das ist am Ende zu begreifen; denn ganz abgesehen von dem Verluste des Kindes mußte es sie wohl mit furchtbarer Schwere treffen, daß sie alle ihre Hoffnungen gerade in dem Augenblick zusammenbrechen sah, wo sie sich dem Ziel ihrer Wünsche greifbar nahe glaubte. Acht Tage nach dem Tode des Knaben ist sie, wie man erzählt, nach ihrem Gute in

Ostpreußen abgereist, um sich dort in der tiefsten ländlichen Einsamkeit mit ihrem Schmerz zu begraben.

Es war eine nicht geringe Erleichterung für Hermann Mohrungen, daß der Untersuchungsrichter noch eine gute Weile weitersprach und ihn der Nothwendigkeit einer Antwort damit überhob. Er fühlte sich von der Neuigkeit tief erschüttert und war froh, als die Pflegerin wieder eintrat und den hartnäckigen Besucher an den Aufbruch mahnte.

Nun verlangte er aber allen Ernstes, das fremde Haus zu verlassen und in seine eigene Wohnung zurückzukehren. Der Arzt hatte nicht länger etwas dagegen einzuwenden, und Mohrungen ließ die Frau des Pförtners, deren Gastfreundschaft er so lange genossen, um eine Unterredung ersuchen.

Die einfache Frau machte ein etwas verlegenes Gesicht bei seinen überaus herzlichen Danksagungen.

„Ach, Herr Doktor, das ist ja eigentlich Alles Unsinn von wegen meiner Aufopferung und Menschenfreundlichkeit,“ platzte sie dann heraus „Wir hätten es ja gar nicht thun dürfen, wenn nicht auf Frau von Bülow's ausdrückliches Geheiß — und was uns

dies liebe junge Komteßchen bis jetzt schon an Geschenken dafür gemacht hat, ist zehnmal mehr, als wir für die kleine Unbequemlichkeit verdient haben."

Hermann Mohrungen gab sich den Anschein, als ob ihre Mittheilungen nichts besonders Ueberraschendes für ihn hätten; aber das Herz schlug ihm ungestüm. „So befinde ich mich also im Hause der Frau von Bülow?" fragte er.

„Ja. Wußten das denn der Herr Doktor noch gar nicht? Sie waren ja gerade vor unserer Thür niedergestochen worden, und mein Mann war einer von den Ersten, die Hand anlegten, um Sie aufzuheben. Ich hatte nichts dagegen, daß man Sie zunächst hier hereintrug; aber ich dachte natürlich nicht anders, als daß es nur für eine halbe Stunde sein sollte, und als dann der Doktor meinte, Sie könnten nicht transportirt werden ohne große Gefahr für Ihr Leben, bekam ich keinen geringen Schrecken und wollte — daß ich's nur rund heraussage — von Ihrem Hierbleiben durchaus nichts wissen. Es wäre wohl auch nichts daraus geworden, wenn nicht plötzlich die Komtesse Hohenstein, die oben im Pensionat wohnte, weiß wie der Schnee, die Treppe herabgekommen wäre und verlangt hätte, Sie zu sehen. Eines von

den Mädchen hatte ihr erzählt, daß der Erstochene derselbe Herr wäre, welcher erst im Laufe des letzten Tages der Komtesse seine Aufwartung gemacht hatte, und da war ihre Bestürzung am Ende zu begreifen. Als wir sie an die Thür dieses Zimmers führten, und sie einen Blick nach Ihnen hinübergeworfen hatte, dachten wir nicht anders, als sie müßte auf der Stelle ohnmächtig zusammenbrechen, so veränderte sich ihr Gesicht. Aber sie hielt sich doch aufrecht und erklärte, daß Sie unter allen Umständen hier bleiben müßten. So ist es gekommen, daß Sie hier bei uns gesund geworden sind. Die Komtesse hat sich rechtschaffen um Sie gekümmert, und dafür gesorgt, daß es Ihnen an nichts fehle — man könnte wohl sagen: wie eine Schwester. Und Sie müssen ihr das hoch anrechnen, Herr Doktor; denn sie hat ohnehin viel Kummer und Aufregung erfahren in dieser nämlichen Zeit.“

„Was sagen Sie? Aufregung und Kummer? Ist Ihnen vielleicht auch die Ursache davon bekannt?“

„Na, man hört doch so allerlei. Es ist freilich nur Dienstbotengeschwätz, aber ganz aus der Luft greifen können dies am Ende auch nicht. Gerade in dieser Zeit soll die Verlobung der Komtesse zurückgegangen sein, eine Verlobung mit einem Fürsten — na, und das will

für ein junges Mädchen doch was heißen, wenn es auch noch so vornehm ist. Aber vielleicht wissen Sie von diesen Geschichten mehr als ich, und ich stehe hier und schwatze —“

„Ich selbst war es ja, der Sie dazu herausgefordert hat, liebe Frau! Aber ich möchte Sie nun noch um eine letzte Gefälligkeit ersuchen. Senden Sie doch in meine Wohnung und lassen Sie meinen Diener auffordern, sich sofort zu mir zu begeben, damit ich das für meine Uebersiedelung Nothwendige mit ihm besprechen kann.“

„Gewiß, Herr Doktor, es soll besorgt werden!“

„Mohrungen hatte keine weitere Frage, und die redselige Frau entfernte sich, um ihren Auftrag auszurichten. Der Diener, welchem die hellen Thränen in den Augen standen, als er seinen Herrn zum ersten Male wiedersah, empfing die Weisungen des Rechtsanwalts und machte sich unter bedeutsamem Lächeln daran, sie zur Ausführung zu bringen. Mit einem Strauß der prächtigsten Rosen kehrte er zurück, und Hermann Mohrungen brauchte eine erstaunlich lange Zeit des Nachdenkens, ehe er die wenigen Zeilen auf der Visitenkarte zusammengebracht hatte, welche die duftige Spende begleiten sollte.

Mit einer sorgfältigen Instruktion wurde der Diener entlassen, und Mohrungen lehnte sich mit heiterem Antlitz in den alten Großvaterstuhl zurück, die etwas bleich und hager gewordenen Hände im Schoße gefaltet und die Augen voll so freudigen Glanzes zu dem schmalen blauen Himmelsstreifen emporgewendet, der ihnen von hier aus erreichbar war, als wenn sie da oben ganz wundersame, köstliche Dinge erschauten.

Eine Viertelstunde verging; dann wurde leise wie von zaghaftem Finger an die Thür des Stübchens geklopft. Hermann Mohrungen richtete sich aus seinem Stuhle empor und rief: „Herein!“ — aber es war sonderbar, einen wie beklommenen Klang das kleine Wörtchen diesmal in seinem Munde hatte.

Und nun standen sie einander wieder Aug' in Auge gegenüber, die beiden jungen Menschenkinder, die erst vor wenig Wochen mit zuckendem Herzen gewähnt hatten, sich für immer Lebewohl zu sagen. Sicherlich hatte Jedes von ihnen sich auf eine Anrede vorbereitet, auf ein gutes, freundliches Wort, wie es nach den Regeln der Konvenienz etwa angemessen gewesen wäre für die Lage, in der sie sich befanden. Aber was bedeuteten alle Vorsätze und alle kühle Ueberlegung jener mächtigen, unwiderstehlichen Gewalt gegenüber, die ihre hartgeprüften jungen Herzen in diesem Augenblick eines glück-

seligen Wiedersehens bezwang, was waren Sitte und Konvenienz vor dem Sturme heißer berauschender Empfindungen, der sie zugleich erzittern und aufjauchzen ließ in der höchsten, der köstlichsten Lust.

„Hertha“ rief Mohrungen, indem er seine beiden Arme weit ausbreitete. „Hertha — Du Retterin meines Lebens — willst Du fortan auch meines Lebens guter Engel sein?“

Da lagen ihre Hände auf seinen Schultern und ihr blondes, liebliches, erglühendes Köpfchen an seiner Brust.

„Ja,“ hauchte sie, „ja! Wenn Du mich haben magst, will ich Dein sein — für immer!“

Wie süßen Klang hatten doch in diesem Augenblick die beiden Worte, die ihnen jüngst noch als die traurigsten erschienen waren, welche Menschenlippen auszusprechen vermögen — wie sonnig und licht dünkte sie das einfache Pförtnerstübchen — wie armselig und gering alle Schätze und alle Kronen der Welt!

„Aber ich werde Dich nicht zu einer Fürstin machen können, mein Lieb,“ sagte Mohrungen, ihr tief in die Augen sehend, nach langem, langem Schweigen. „Du mußt von Deiner stolzen Höhe herabsteigen, um mich schlichten, ranglosen Mann zu erreichen!“

Hertha aber verschloß ihm die Lippen mit der Hand und flüsterte ihm selig in's Ohr: „Nein, mein Geliebter, Du bist es, der mich erhebt — denn zu Dir habe ich ja seit der Stunde unserer ersten Begegnung emporgesehen als zu meinem Ideal!"

„Und die Fürstenkrone, die Dich an der Seite Deines Vetters geschmückt hätte, Du wirst sie niemals mit schmerzlicher Sehnsucht entbehren?"

„Niemals — niemals, denn ich habe ja, was mich tausendmal reicher und stolzer macht — ich habe ja Deine Liebe!"

Da beugte Hermann Mohrungen sich zu seiner holdseligen Braut herab, und wie mit einem heiligen Schwur besiegelten ihre Lippen das Gelöbniß der Herzen.

Verkannt.

Roman von O. Elster.

Oktav. 19 Bogen. Preis geh. 4 M., geb 5 M. ord.

In diesem Roman schildert uns der rühmlichst bekannte und beliebte Autor das Schicksal einer Frau, welche um ihres Kindes willen die Fesseln einer unglücklichen Ehe erträgt, obgleich sie von der Unwürdigkeit ihres Gatten überzeugt ist und ihr eigenes Herz an einen anderen Mann verloren hat. Der Tod ihres Gatten löst das Band ihrer Ehe, die Welt erkennt, daß sie die edle Dulderin verkannt hat und die Familie des von ihr geliebten Mannes wünscht und fördert jetzt selbst die Verbindung zwischen diesem und der von allen Verpflichtungen ledigen jungen Frau. Die sympathische Gestalt der „Verkannten" steht im Mittelpunkt der Handlung, die das Interesse des Lesers bis zum Schluß aufrecht erhält.

Selma.

Roman von A. J. E. Wilson.

Oktav. ca. 18 Bogen. Preis geh. 4 M., geb. 5 M. ord.

Selma, die Heldin des eben so fesselnden wie hochinteressanten Romans ist ein aus der Höhe des Volks stammendes reich begabtes Mädchen, welches nach dem Tode der Eltern im Hause einer ältlichen reichen Dame in liebenswürdigster Weise erzogen wird, sich aber durch die ihr gebotenen Wohlthaten bedrückt fühlt und darnach strebt, auf eignen Füßen zu stehen. Ein jüngerer Bruder der Pflegemutter, ein hochgebildeter Arzt, der unerwartet heimkehrt, gewinnt ohne sein Zuthun Selma's Herz, während er sich selbst in hoffnungsloser Liebe zu einer räthselvollen Dame verzehrt; Selma, von wilder Eifersucht erfaßt, entflieht dem schützenden Heim und als sie, von Reue erfaßt, dorthin zurückkehrt, ist ihre Wohlthäterin todt. Inzwischen aber ist im Herzen des Doktors, die Liebe für Selma erwacht, er sucht die Verschollene und führt sie schließlich als Gattin heim.

Neue Novellen

von **Alfred Friedmann.**

Oktav. 18 Bogen. Preis broschirt 4 M., eleg. geb.

Wie Alfred Friedmann nichts schildert, was er nicht gesehen und gründlich kennen gelernt hat, so bietet er in den zwei vorliegenden Novellen wieder genau Beobachtetes.

„Liebe und Pflicht" schildert eine pikante Episode aus dem Leben eines hohen Cavaliers, und hat Friedmann hier später eingetretene Ereignisse mit psychologischem Scharfblik erkannt und prophetisch vorgemalt.

Die zweite Novelle „Mädchenfreundschaft" gibt außer einem interessanten „Fall" noch eine exact copierte Scenerie des Schottischen Hochlands, Veduten des Loch Lomond, Loch Katherine, wo sich auch Walter Scott's Helden siegreich getummelt.

Die Danaiden.

Roman von **Alfred Friedmann.**

Oktav. 23 Bogen. Preis broschirt 5 M., eleg. geb. 6 M

Ohne Pessimismus hat es hier Alfred Friedmann unternommen, der Menschheit Danaidenloos an Menschen verschiedenster Lebensstellung zu schildern. Er versöhnt durch die Schlußfolgerung, daß der einzelne wohl fruchtlos arbeiten könne, alle Arbeit aber dem Fortschritt der Gesammtheit zugute komme. „Die Danaiden" sind in Folge der Vielheit ihrer sich gegenüberstehenden Personen, infolge des modernen, glücklich aus dem Hauptstadtleben gegriffenen Stoffes einer der spannendsten Romane Alfred Friedmanns.